# Lübecker Volksbote.

**Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.**

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2,00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 50 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 126. Montag, den 1. Juni 1908. 15. Jahrg.


**Hierzu eine Beilage.**

## Zentrum und Landarbeiter.

Gleich dem Freisinn führt auch das Zentrum stets die Phrase im Munde, daß es nicht für die Sonderinteressen des einen oder anderen Standes, sondern für die allgemeine Wohlfahrt eintrete. Diese Phrase wiederholt sich auch in der Broschüre zum preußischen Landtagswahlkampf, die das Zentrum soeben herausgegeben hat. Was sie wert ist, mag folgende kurze Betrachtung zeigen.

Zur „allgemeinen Wohlfahrt“ gehört natürlich auch das Wohl der Landwirtschaft. Und so versichert die Broschüre auf Seite 38:

„Daß sich die Zentrumspartei auch der Interessen der Landwirtschaft in besonderem Maße annimmt, ist selbstverständlich.“

Böse Leute möchten nun fragen: wer ist „die Landwirtschaft“? Sind das die Besitzer oder die Arbeiter auf dem Lande? Will das Zentrum die Interessen der Besitzer oder der Arbeiter schützen? — Alle beide, wird natürlich die Antwort lauten. — Aber sehen wir näher zu. Auf derselben Seite sagt die Broschüre:

„Alle anderen Fragen traten seit einer Reihe von Jahren vor der Frage der Rentabilität der Landwirtschaft in den Hintergrund. Die Rentabilitätsfrage aber umfaßt auf der einen Seite die Erhöhung der Einnahmen und auf der anderen Seite die Herabminderung der Ausgaben.“

Bis hier ist ganz offenbar von den Besitzern die Rede. Deren Einnahmen sollen erhöht, deren Ausgaben verringert werden. Nun gehören aber bekanntlich die Einnahmen der Landarbeiter zu den Ausgaben der Besitzer. Der Lohn des Tagelöhners muß vom Besitzer bezahlt werden. Also: die Einnahmen der Arbeiter erhöhen würde heißen, die Ausgaben der Besitzer vermehren; die aber sollen ja verringert werden. Liegt darin, daß die Einnahmen der Arbeiter geschmälert werden sollen, die Mehreinnahme der Besitzer?

Warten wir's ab. Zunächst versichert die Broschüre weiter, daß das Zentrum für die Einnahmen der Besitzer stets besorgt gewesen sei.

„Stehen hier (im Landtag) zur Zeit im Vordergrunde des Interesses der Landwirtschaft das Problem der Entschuldung und der Beseitigung der Leutenot, so haben sowohl die Zentrumsfraktion in ihrer Gesamtheit bei allen Anlässen, wo sie durch ihre Stellungnahme zur Lösung der beregten Fragen beizutragen in der Lage war, wie auch die einzelnen Mitglieder der Fraktion durch Darlegungen in ihren Reden dahin gestrebt, Anregungen zu geben zu Maßnahmen der Abhilfe nach beiden Richtungen.“

Entschuldung wie Leutenot sind wiederum zwei Probleme, die nicht die Arbeiter angehen, sondern die Besitzer. Betrachten wir jedes von ihnen gesondert.

Was ist „Entschuldung?“ Wie kann man jemanden „entschulden“? Selbstverständlich nur, indem man seine Schulden bezahlt. Es gibt kein anderes Mittel der „Entschuldung“. Folglich, wenn von der „Entschuldung der Landwirtschaft“ die Rede ist, so heißt das: der Staat soll die Schulden der ländlichen Besitzer zahlen, während andere Leute ihre Schulden selbst bezahlen müssen. Ob nun die Zahlungen des Staats direkt als Schuldentilgung oder in irgend einer anderen Form gemacht werden, bleibt sich natürlich ganz gleichgültig. Und so rühmt sich denn das Zentrum (auf S. 39 der Broschüre), mitgeholfen zu haben,

„sowohl in der Budgetkommission wie im Plenum, die zur Hebung der Landwirtschaft bestimmten Zuschüsse aus Staatsmitteln zu verstärken, insbesondere solche zur Hebung der Rindviehzucht, Pferdezucht, des Obst- und Weinbaues.“

Also mit anderen Worten: aus der Staatskasse, wozu alle Bürger, insbesondere auch die Arbeiter, beisteuern müssen, sind allerlei Zuschüsse an die ländlichen Besitzer gezahlt worden, und das Zentrum preist es als ein Verdienst, dafür gesorgt zu haben, daß sie möglichst reichlich ausfielen. Zweifellos hat es damit die Sonderinteressen der Besitzer kräftig unterstützt.

Nun aber kommt die Leutenot. Was ist das, worin besteht sie? Die Besitzer haben nicht ländliche Arbeiter genug, das ist Leutenot. Weshalb können sie nicht genug Arbeiter kriegen? Entweder weil sie die Arbeiter schlecht behandeln, oder weil sie ihnen weniger Lohn zahlen als die Leute anderwärts verdienen können. In der Stadt, bei Kanalbauten, bei Eisenbahnbauten 2c. hat es bisher immer noch Gelegenheiten gegeben, wo sich die Arbeiter lieber hinwandten, weil sie dort mehr Lohn bekommen als in der Landwirtschaft. Infolgedessen sind für die Besitzer nicht genug Leute übrig geblieben.

Diese Leutenot zu beseitigen, gibt es offenbar ein sehr einfaches Mittel: mehr Lohn zahlen und anständige Behandlung. Sobald die Arbeiter daheim auf dem Gute ebenso viel oder mehr kriegen wie in der Stadt, werden sie bleiben; oder falls sie doch gehen, werden andere an ihre Stelle kommen.

Aber höhere Löhne zahlen, das wollen die Besitzer nicht. Und das Zentrum will es auch nicht, denn es will ja im Gegenteil die Ausgaben der Besitzer vermindern. Und deshalb wollen die Besitzer lieber die Arbeiter mit Gewalt hindern, dorthin zu gehen, wo sie mehr kriegen.

**Auch hierbei mitgeholfen zu haben, rühmt sich das Zentrum!** Es schreibt (auf Seite 39 der Broschüre):

„Die ländliche Leutenot betraf ein Antrag, der bezweckte, die Staatsregierung zu veranlassen, daß bei staatlichen Bauten, besonders bei außerordentlichen Eisenbahn- und Wasserbauten, **einheimische Arbeiter nicht verwendet werden sollten. Der Antrag wurde vom Zentrum lebhaft unterstützt.**“

Also da ists heraus! Das Zentrum ist lebhaft dafür eingetreten, daß die einheimischen Arbeiter mit Gewalt gehindert würden, solche Arbeitsgelegenheit aufzusuchen, wo sie ihre Einnahmen erhöhen können. Es will sie zwingen, für niedrigen Lohn auf den Gütern zu bleiben, um die Ausgaben der Besitzer zu vermindern. Das „Problem der Rentabilität“ gilt bloß für die Besitzer in der Landwirtschaft, nur deren Einnahmen sollen erhöht, nur deren Schulden durch Staatszuschüsse bezahlt werden. Dagegen die Einnahmen der Arbeiter sollen zwangsweise von Staats wegen niedrig gehalten werden.

Das ist die wahre Meinung des Zentrums, das hierin allen anderen bürgerlichen Parteien gleicht.

## Unberufene Schulmeisterei.

Im ersten Jahre der Blockherrlichkeit haben die Blockparteien keine Zeit gehabt, sich mit der Erfüllung ihrer sozialpolitischen Versprechen zu befassen. Dafür verpflichteten sie sich, im nächsten Jahre auf diesem Gebiete um so mehr zu leisten. Aber auch dieses Jahr geht zu Ende, ohne daß auch nur eine einzige der angekündigten sozialpolitischen Blocktaten zustande gekommen ist.

Der einzige Entwurf, der wenigstens im Reichstage und überdies nur auf Drängen der Sozialdemokraten fertiggestellt wurde, betrifft die Änderung des § 63 des Handelsgesetzbuchs, also die Sicherung des alten Rechts der Handlungsgehilfen auf das volle Gehalt während der ersten sechs Wochen einer Krankheit. Der Entwurf aber ist, nachdem er im Reichstage unter Zustimmung der Blockparteien den Wünschen der Handlungsgehilfen gemäß seinen endgültigen Wortlaut erhalten hatte, bekanntlich von den Blockregierungen abgelehnt worden — die erste sozialpolitische Blocktat war also für den Papierkorb.

Eine andere wichtige sozialpolitische Vorlage, nämlich über die Arbeiterschutzbestimmungen der Gewerbeordnung, unterliegt noch der Beratung in der Reichstagskommission. Aber schon bisher hat sich eine sehr weitgehende Differenz zwischen dem, was die Arbeiter und Privatangestellten von der Reform erwarten, und den Zugeständnissen der Blockparteien ergeben. Deshalb ist es begreiflich, daß sich jetzt, in der Zwischenzeit bis zur Wiederaufnahme der parlamentarischen Verhandlungen, bürgerliche Sozialpolitiker damit abquälen, den Arbeitern und Privatangestellten mehr Bescheidenheit bei ihren sozialpolitischen Forderungen zu predigen.

Das hat dann auch der bekannte Braunschweiger Stadtrat von Frankenberg in der „Deutschen Juristenzeitung“ mit einem Aufsatze über Sozialpolitik und Gesetzgebung getan, und bürgerliche Blätter drucken die guten Lehren dieses Herrn als den Ausfluß höchster sozialpolitischer Weisheit nach.

Herr v. Frankenberg ist begeistert für „ein ruhiges, besonnenes Fortschreiten in der helfenden, ausgleichenden Versorgung der arbeitenden Klassen.“ Aus diesem Grunde hält er sich für berufen, „dem unablässigen, bald auf diesem, bald auf jenem Felde bekundeten Eifer eines Teils der gesetzgebenden Kräfte im Deutschen Reich ein paar warnende, zu größerer Zurückhaltung mahnende Bemerkungen entgegenzusetzen, bei denen der aufrichtige Wunsch maßgebend ist, daß kein Rückschritt erfolgt, aber auch Übertreibungen und Fehler nach Möglichkeit vermieden werden.“ Er streift dann kurz die Fragen der Arbeiterversicherung und geht dann ausführlich auf die Änderung des § 63 des Handelsgesetzbuchs ein, weil sich hier der sozialpolitische „Übereifer“ am augenfälligsten zeige. Dabei vermag er aber die „Gründe“ zu wiederholen, die von den Gegnern der Handlungsgehilfen seit jeher geltend gemacht, von den Handlungsgehilfen dagegen stets widerlegt worden sind.

Zum Schluß schwingt er sich jedoch zu den Höhen der Philosophie empor und will die Frage nach den Ursachen des „sozialpolitischen Übereifers“ beantworten. Die Ursachen findet er hauptsächlich „in dem Ungestüm, dem drängenden Eifer einzelner, die sich zu Wortführern von Verbänden und Vertretungen außerhalb des Reichstags machen“. Also das alte Lied von den bösen „Hetzern“, die schuld an der Unzufriedenheit der armen „Verführten“, an den „übertriebenen“ Forderungen der „Aufgehetzten“ seien — das ist für unsern Philosophen der Weisheit letzter Schluß. Dazu paßt sehr gut, daß er gegen die Arbeiter und Privatangestellten, ausgerechnet „die kleinen Handwerker, Kaufleute, Landwirte, kurz den gesamten Mittelstand“, ins Feld führt, an dessen Erhaltung jedem billig Denkenden viel gelegen sein müsse. Dann fährt er wörtlich fort:

> Übertreibt man die Fürsorge für einzelne Arbeitnehmergruppen, und gießt man aus der Schale sozialen Öls allzu verschwenderisch nach einer bestimmten Richtung hin Wohltaten aus, dann setzt man sich dem berechtigten Vorwurf aus, daß man nicht ein Friedenswerk, nicht eine der Gesamtheit mittelbar zugute kommende Maßregel ausgeführt habe, sondern ein einseitiges und deshalb verfehltes, verschwenderisches Verfahren sich hat zuschulden kommen lassen.

So mutet Herr v. Frankenberg den Arbeitern und Privatangestellten zu, auf die Erfüllung selbst der dringendsten sozialpolitischen Forderungen zu verzichten um des Friedens, um des Interesses der Gesamtheit willen. Die ganze soziale Frage aber ist das Widerspiel des Kampfs zwischen Kapitalisten und Arbeitern einschließlich der Privatangestellten, zwischen den Ausbeutern und den Ausgebeuteten. Die unerträglichen Zustände, die die kapitalistische Ausbeutungswirtschaft für die Arbeiter und Privatangestellten schafft, treibt diese dazu, ihre sozialpolitischen Forderungen aufzustellen und sie sich durch den Druck ihrer gewerkschaftlichen und politischen Organisationen zu erzwingen. Auf dieser Bahn gibts kein Halt mehr, bis die kapitalistische Ausbeutungswirtschaft ganz überwunden und durch die sozialistische, von der Gesamtheit und im Interesse der Gesamtheit betriebene Produktion abgelöst wird. Jedes neue sozialpolitische Flickwerk beweist nur, wie viele weitere Verbesserungen noch nötig sind.

Deshalb müssen die Redereien über die „verschwenderisch“ gewährten sozialpolitischen „Wohltaten“ den Arbeitern und Privatangestellten geradezu als Hohn erscheinen. Mit dem „Schutze des Mittelstands“ endlich treiben die Wortführer in dem Kampf gegen die Arbeiter nur eine schamlose Komödie. Die zielbewußten Gegner der Arbeiter sind die Großfabrikanten und Großkaufleute, die durch ihre übermächtige Konkurrenz — ganz abgesehen von allen Forderungen der Arbeiter — den Mittelstand sicher zugrunde richten. Diese Entwickelung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse preisen die Herren als einen Fortschritt, wenn es ihrem Interesse entspricht — sie vergießen aber Krokodilstränen über den Niedergang des Mittelstandes, wenn sie Stimmung gegen die sozialpolitischen Forderungen der Arbeiter und Privatangestellten machen wollen.

Herr v. Frankenberg hat diese Komödie noch immer nicht erkannt. Er ist noch völlig im unklaren über die herrschenden schweren sozialen Mißstände wie über das Wesen und das Ziel der sozialen Kämpfe unserer Zeit. Daher ist er aber auch ganz und gar nicht dazu berufen, vor den Arbeitern als sozialpolitischer Schulmeister aufzutreten.

## Politische Rundschau.

### Deutschland.

#### Sozialdemokratie und Blockliberalismus.

Die „Frankf. Ztg.“ kann sich noch immer nicht darüber beruhigen, daß die Sozialdemokratie so ganz und gar kein Verständnis dafür zeigt, daß es eigentlich ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit wäre, bei den preußischen Landtagswahlen die Freisinnigen zu unterstützen. Immer wieder kommt sie darauf zurück. Jetzt meint sie, es bestehe doch ein grundsätzlicher Gegensatz zwischen links und rechts in Wahlrechts- und Kulturfragen, und dieser Gegensatz müßte ohne weiteres für die Wahlsituation entscheidend sein, „alle freiheitlich Gesinnten“ müßten zusammenstehen gegen die gemeinsamen Gegner, von der Sozialdemokratie bis in die nationalliberalen Reihen hinein, da für alle die reaktionäre Übermacht, wie sie von den Konservativen und vom Zentrum im Abgeordnetenhause repräsentiert wird, als die größte Gefahr gelten muß, und Linksliberale und Sozialdemokratie wiederum müßten erst recht zusammen-

stehen, da sie in den preußischen Fragen die gleichen Ziele verfolgen, vor allen Dingen das Ziel der Übertragung des Reichstagswahlrechtes auf Preußen."

Von der Sozialdemokratie wird gesagt, daß sie gegen die Linke eine „Politik der Rache und Verärgerung" treibe. In den Ausführungen der „Frankf. Ztg." wird mit gutem Grunde ein Wort nicht gebracht, in welchem die Erklärung des Verhaltens der Sozialdemokratie sich begreift, — das Wort Blockpolitik. Dieses Wort läßt nicht den geringsten Zweifel darüber, daß das Verhalten der Sozialdemokratie gegenüber dem Liberalismus bei den Landtagswahlen die Konsequenz der Blockpolitik ist. Denselben Freisinn, der im Reichstage, verbündet mit den Parteien der Rechten und der reaktionären Regierung, die Sozialdemokratie frivol bekämpft, der sich auch im Wahlkampf mit den ärgsten Reaktionären verbündet, gegen die er vorgeblich kämpfen will, und der lieber den Reaktionären zu Mandaten verhilft, anstatt der Sozialdemokratie Beistand zu leisten, daß sie in den Landtag gelange — diesen Jammerfreisinn kann die Sozialdemokratie gar nicht mehr als irgendwie in Betracht kommenden Gegner der Reaktion betrachten.

### Freisinnige Wahlrechtsfreundschaft — erstunken und erlogen.

Als Regierungskandidat hat sich bei den verflossenen Reichstagswahlen der freisinnige Abgeordnete Hermes seinen Wählern in Landeshut-Jauer-Bolkenhain vorgestellt. Diese für einen Freisinnigen ganz besonders empfehlende Eigenschaft begründete Herr Hermes damit, daß ihm nach der vollzogenen Reichstagsauflösung Fürst Bülow die Hand gegeben hat mit den Worten: „Ich hoffe, Sie im neuen Reichstag wiederzusehen." Jetzt hat der konservative Landtagskandidat für diesen Kreis, Freiherr v. Richthofen-Mertschütz eine Rede gehalten, die als Flugblatt verteilt wird, in dem folgender Passus vorkommt:

„Die Sozialdemokraten — und mit ihnen der Reichstagsabgeordnete für Jauer-Bolkenhain-Landeshut, der Herr Regierungskandidat Dr. Hermes — wollen: „Für das Reich und alle Bundesstaaten allen über 20 Jahre alten Männern und Frauen das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht nach dem System der Proportionalwahl eingeführt sehen." Dieser Antrag ist kürzlich im Reichstage gestellt worden."

Darauf entgegnet Dr. Hermes im „Jauerschen Stadtblatt"

„daß er auf die böswillige Verdächtigung seitens des Herrn v. Richthofen, „daß ich mit den Sozialdemokraten für das Reich und alle Bundesstaaten allen über 20 Jahre alten Männern und Frauen das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht nach dem System der Proportionalwahlen einzuführen gedächte," nur mit den von Virchow einstmals in Magdeburg gebrauchten kräftigen Worten antworten könne: „Erstunken und erlogen!"

Der Kernpunkt des konservativen Vorwurfes ist der, daß Dr. Hermes für das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht sei. Daß er einen diesbezüglichen sozialdemokratischen Antrag unterschrieben haben soll, ist von nebensächlicher Bedeutung. Und für den Kernpunkt des Vorwurfes hat Herr Hermes die Worte: „Erstunken und erlogen."

Ein schlimmeres Urteil konnte über die vom Freisinn vorgespiegelte Wahlrechtsfreundschaft nicht mehr gefällt werden, als dies der freisinnige Regierungsmann Dr. Hermes getan hat!

### Das „freiheitliche" Vereinsgesetz.

Einen niedlichen Reinfall hat sich dieser Tage der Leiter einer nationalliberalen Landtagswählerversammlung in Kreuznach zugezogen. In seiner Eröffnungsansprache sagte der Vorsitzende, Dr. Kühler, nach dem Bericht des nationalliberalen „Öffentlichen Anzeigers für den Kreis Kreuznach" wörtlich:

„Wenn das neue Vereinsgesetz, unter dem wir heute zum erstenmal tagen, freiheitlich gestaltet wurde, so ist das mit ein wesentliches Verdienst unserer Partei. Entsprechend seinen Bestimmungen richte ich an etwa anwesende Personen unter achtzehn Jahren die Aufforderung, den Saal zu verlassen..."

Ärger hat sich wohl noch nie ein nationalliberaler Phrasendrescher selber geohrfeigt.

### Jesko v. Puttkamer,

der verstoßene Gouverneur von Kamerun, scheint wieder in Gnaden angenommen worden zu sein, trotz der bedenklichen Affären, die sein Ausscheiden aus dem Kolonialdienst verursachten. Am letzten Dienstag wurde er vom Reichskanzler empfangen. Die von einigen Blättern daran geknüpfte Vermutung, daß Herr Jesko wieder in den Reichsdienst eintreten werde, wird amtlich dementiert. Woraus hervorgeht, daß die Blätter mit ihren Vermutungen recht haben.

## Österreich-Ungarn.

**Furcht vor der Kritik.** Schon vor acht Tagen verlautete, daß die ungarische Regierung ihre Wahlreformvorlage erst im Herbst oder Winter einbringen wolle, obwohl der Minister des Innern Andrassy vor kaum zwei Monaten bündig versprochen hatte, den Entwurf noch im Frühjahr dem Parlament vorzulegen. Am Mittwoch hat Andrassy sich nun im Abgeordnetenhause darüber ausgesprochen. Er erklärte auf eine Anfrage des Sozialisten Mezöfi, er habe stets gehofft, es werde ihm möglich sein, die Wahlreformvorlage noch im Frühjahr dem Hause zu unterbreiten. Er sehe aber jetzt ein, daß es nicht von Vorteil, ja geradezu ein Fehler wäre, einen so wichtigen Gesetzentwurf, welcher berufen ist, die Grundlagen der zukünftigen Entwicklung des Landes niederzulegen, vor den Sommerferien zu unterbreiten und seine Erledigung auf Grund der neuen, verschärften Geschäftsordnung zu forcieren. Ei.. so wichtiger Gesetzentwurf könne nur vorgelegt werden, wenn genügend Zeit zur Verfügung stehe, daß die Gewähr vorhanden ist, daß derselbe in gründlicher Arbeit auch durchberaten werden kann. Es geht doch nicht an, sagt der Minister, die Verhandlungen vor dem Eintritt der Sommerferien zu beginnen und dann zu unterbrechen. Der Gesetzentwurf wird viele nicht zufriedenstellen, und ich befürchte, daß, wenn die Vorlage jetzt eingebracht, aber nicht verhandelt würde, die Gegner der Vorlage, insbesondere die Fachorganisationen, den Sommer zu einer maßlosen Agitation benutzen würden. Der Minister wolle aber nicht, daß der Sommer anstatt zur Arbeit zu Agitationen verwendet werde. Er erkläre aber auf das entschiedenste, daß er die Wahlreformvorlage in den ersten Sitzungen der Herbstsession einbringen werde, und er übernehme eine bedingungslose Verpflichtung dafür, spätestens innerhalb eines Monats vom Beginn der Herbstsession an den Entwurf zu unterbreiten. Über das Detail halte er es nicht für angezeigt und für notwendig, jetzt Mitteilungen zu machen. Er werde jedoch die Gelegenheit wahrnehmen, bezüglich der Grundprinzipien der Reform seinerzeit mit den verschiedenen Parteien in Berührung zu treten. Abgeordneter Mezöfi erklärte unter lärmendem Widerspruch der Majorität, er könne die Antwort nicht zur Kenntnis nehmen. Denn der Minister habe einmal die Zusage gemacht, daß er die Vorlage im Frühjahr unterbreiten werde. Dieses Versprechen habe er nicht gehalten. Der Redner habe gar keine Bürgschaft dafür, daß der Minister im Herbst die Vorlage unterbreiten werde. Minister des Innern Graf Andrassy erwiderte, er müsse es sich verbitten, daß der Interpellant seine Worte in Zweifel ziehe. Er habe nie ein positives Versprechen gegeben, sondern immer nur erklärt, er hoffe in der Lage zu sein, schon im Frühjahr die Wahlreformvorlage unterbreiten zu können. Heute aber habe er eine unbedingte Verpflichtung übernommen. Und sollte er nicht in der Lage sein, sein Versprechen einzulösen, dann werde er seinen Platz verlassen. Die Antwort des Ministers wurde hierauf mit großer Majorität „zur Kenntnis genommen". — Die Besorgnis, daß die Wahlreformvorlage unter der nach ihrem Bekanntwerden einsetzenden Agitation leiden werde, läßt schon ermessen, wes Geistes Kind die Vorlage sein wird, wenn der Minister auch nicht selbst erklärt hätte, daß sie viele nicht befriedigen werde. Es besteht offenbar die Absicht, die Arbeiter auch fernerhin um ihr Recht zu betrügen. Aber so leicht, wie die Regierung sich das denkt, wird es ihr wohl nicht werden.

## Rußland.

**Sadismus in einem russischen Gefängnisse.** Jeder Verbrecher findet in Rußland seinen entsprechenden Posten. Wie geschaffen ist aber für einen Sadisten die Wirksamkeit an einem Gefängnis. Denn wo vermag man heutzutage perversen Neigungen so ungestraft zu frönen, als in einem russischen Kerker, der doch hauptsächlich dazu bestimmt ist, die Furcht vor dem herrschenden Regiment durch Martern zu stärken? Dringt dann irgendwelche Klage an die Außenwelt, je nun — wozu sind denn die offiziösen Zeitungen da? Dann gibt es eben Dementis. Neulich aber hat sich selbst die russische Regierung veranlaßt gesehen, die Heldentaten einiger ihrer Untergebenen ans Licht zu bringen und zu bestrafen. Der Oberaufseher des Gefängnisses von Astrachan wurde nebst seinen Gehilfen vor kurzem der Mißhandlung von Gefangenen angeklagt, schuldig befunden und verurteilt. Schauerliche Dinge erfahren wir darüber. Auch in der eben veröffentlichten Anklageschrift wimmelt es von Ausdrücken, wie „man hatte ihm einen Finger abgehackt", „sein Kopf war gespalten", „man prügelte ihn sieben Nächte nacheinander", „man prügelte ihn fünfmal in einer Nacht", „man zwang durch angedrohte Mißhandlung den Gefangenen, mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen" usw. Die Hauptschuldigen waren der Gefängnisaufseher F. Schäfer, ein fast stets betrunkener Mensch mit ausgesprochenen Neigungen zum Sadismus, sein Neffe A. Schäfer und der Gehilfe des Gefängnisaufsehers Serebriannikow. Die anderen behaupten, von den Vorgesetzten zu den Scheußlichkeiten gezwungen worden zu sein. „Die Tränen standen einem in den Augen, aber man mußte prügeln .." sagten sie aus. Acht Monate lang durfte Schäfer seine sadistischen Gelüste an seinen Opfern stillen, ohne daß der Gefängnisarzt, der Gefängnispriester, der Staatsanwalt, der Gouverneur auch nur auf den Gedanken gekommen wären, den Peiniger zu stören. Der Mann konnte sich sogar vor dem Untersuchungsrichter auf einen Befehl des Astrachaner Polizeichefs vom 28. Februar 1907 berufen, worin vorgeschriebrn wurde, Gefangene zu prügeln. Er habe es dann angewandt, um Verbrechen aufzudecken oder Mitschuldige herauszubekommen. Mit einem Leinenschlauch, der mit Sand gefüllt, beim Schlagen fast keine Spuren auf dem Körper zurückläßt, während er die inneren Organe verletzt, mit einer zweifingerdicken, ein Meter langen Gummipeitsche bewaffnet, geht Schäfer Nacht für Nacht die Zellen der Gefangenen ab, um sich an seinen Untertanen sein „Spezialvergnügen" zu verschaffen. Denn nichts liebte der Mann so sehr, als geschlagene Gesichter, zerpeitschte Körper und der Anblick von Blut und Tränen. Neben körperlichen Martern verstand er es meisterlich, seine Opfer zu verhöhnen und moralisch zu foltern. Wir nehmen ein paar Beispiele aus der Anklage: Der Kriminalverbrecher Agadschonow hatte beim Staatsanwalt über Schäfer Klage geführt und war dafür so mißhandelt worden, daß er ins Hospital gebracht werden mußte. Gleich nach der Entlassung aus dem Hospital wurde er auf Schäfers Befehl in den sogen. „dunklen« Karzer gebracht, und um 10 Uhr abends kam zu ihm Schäfer selbst nebst einigen Trabanten ins Kellergelaß. Als Agadschanow erklärte, keinerlei „geheime Verbrechen" begangen zu haben, wurden ihm der Arrestantenkittel und das Hemd über den Kopf gezogen und alle anwesenden Gefängniswärter bearbeiteten ihn mit Gummipeitschen, Eisenstöcken, Schlössern, Revolverkolben solange, bis er das Bewußtsein verlor. Dann wurde er mit Wasser begossen und liegen gelassen. Als er das Bewußtsein wieder erlangt hatte, vernahm er aus dem Nebenkarzer fürchterliches Geschrei und Gestöhne und dazwischen das Geräusch von niedersausenden Schlägen. Kurz darauf wurde das Stöhnen leiser und verstummte schließlich. Jetzt wurde ein blutig geschlagener, offenbar lebloser Mensch an seiner Tür vorbeigetragen, Schäfer aber tat die Bemerkung: „Ja, öffentliche Reden halten — das können sie, aber Schläge ertragen können sie nicht." Der Mann hatte wirklich den Vorwurf verdient, denn er war tot, ohne seine Schuld zugegeben zu haben. Dabei hatte der Tote seine Karriere im Gefängnis sofort mit dem Karzer begonnen. Da der Mann seine Beteiligung an einem Morde trotz aller Beschuldigung und trotz des Drängens Schäfers nicht hatte eingestehen wollen, so wurde er stundenlang und zwar mehrmals in einer Nacht aufs fürchterlichste mißhandelt und dann immer künstlich wieder zu Bewußtsein gebracht. Das Geschrei des Unglücklichen — Iwanow hieß er — aus dem finsteren Keller war so laut, daß nicht nur alle Gefangenen es hörten, sondern auch der Wächter Jakowlew, der in einem ca. 60 Meter entfernten Hause schlief, geweckt wurde. Als ihn einmal sein Leidensgenosse Gusik bat, das Stöhnen zu lassen, damit die Folterknechte nicht herangelockt würden, meinte er noch lallend, das Stöhnen komme von selbst aus ihm heraus. Dann aber kam es nicht mehr; sein Kollege hatte ihm noch, um seinen Durst zu löschen, Wasser aus einer Lache gereicht. Und er wurde erlöst. Nun galt es für Schäfer, die Todesursache zu vertuschen. Dies gelang zunächst dem Gefängnisaufseher. Denn selbst der Gefängnisarzt „übersieht" die klaffenden Schädelwunden und läßt sich von Schäfer einreden, daß Iwanow „wahrscheinlich an Lungenkrankheit" verstorben sei. Wohl hatten die Gefangenen einmal den Versuch gemacht, durch Lärm die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Gefängnis zu lenken, aber vergeblich. Die Gefängnismauern sind dick, und das einzige Resultat, das sie erzielten, war eine „blutüberströmte Treppe."

**Eine blutige Haussuchung in Jekaterinodar.** In Jekaterinodar, natürlich in Rußland, wurde bei einem gewissen Ugninenko eine Haussuchung vorgenommen, die mit dem Tode dreier Menschen, darunter des deutschen Reichsangehörigen Truhn, endete. Der ganze, zum Teil sehr rätselhafte Vorfall, dem ein Gewaltakt zugrunde liegt, soll von den Kadetten in Form einer Interpellation in der Duma zur Sprache gebracht werden. Wie verlautet, hat der deutsche Konsul in Noworossisk den Fall dem deutschen Botschafter in Petersburg gemeldet. Was wird da sein? Von Rußland lassen wir uns doch alles gefallen! Ja, wenn es Haiti wäre!

## Belgien.

**Über den Ausgang der belgischen Wahlen** äußert sich Genosse Vandervelde im „Peuple": „Wir sind die einzigen Sieger. Währenddem die Majorität der klerikalen Partei beschnitten ist, während in Mons und Charleroi die Liberalen die Früchte ihrer Gehässigkeit oder Engherzigkeit gegen die sozialen Reformen geerntet haben, hat die Arbeiterpartei Sitze und Stimmen gewonnen. Es scheint nicht zweifelhaft, daß die skandalösen Bedingungen, unter denen die Regierung die Übernahme des Kongostaates herbeizuführen beabsichtigt, viel zu unserem Siege beigetragen haben." Der Ausgang der Wahlen bedeutet in der Tat eine deutliche Absage an Leopold. Die Liberalen, Sozialisten und Christlich-Demokraten haben sich in der Wahlbewegung energisch gegen die Kongopolitik ausgesprochen und doch vereinigten sie 642 000 Stimmen auf sich, während die klerikalen Kongoliten es nur auf 514 000 Stimmen brachten. Als eine weitere Ursache der sozialistischen Siege bezeichnet Vandervelde das Wachstum, vor allem an innerer Festigkeit der Organisation. Weiter spricht sich Vandervelde über die Erfolge in den einzelnen Wahlkreisen aus und kommt dabei zu dem Schlusse, daß die Partei überall dort, wo sie Kompromisse mit den Liberalen nicht eingegangen war, weit besser abgeschnitten habe. Die klerikale Mehrheit ist seit dem Jahre 1902 ständig zurückgegangen, sie betrug 1902 noch 26, 1904 ging sie auf 20 zurück, nach den Wahlen 1906 betrug sie noch 12, um nun auf 8 zu sinken.

## Spanien.

**Uniform und Windeln.** Bis zu welcher Abgeschmacktheit der monarchistisch-militaristische Unsinn in unserer angeblich fortgeschrittenen Zeit noch führen kann, zeigt ein Vorgang, der sich nach Berichten der bürgerlichen Presse jüngst in Madrid abgespielt hat. Man schreibt darüber: Der kleine Prinz von Asturien, der dereinst die spanische Königskrone tragen wird, hat sein erstes Lebensjahr vollendet, und altem Brauche gemäß wurde er bei diesem Anlaß in die Listen der Armee als Rekrut eingetragen. Als in den königlichen Gemächern sich der Zug zum feierlichen Dankgottesdienst versammelte, war der König und die Königin-Mutter freudig überrascht, als die Königin erschien, in ihrem Arme einen winzig kleinen Soldaten in regelrechter Uniform haltend. Es war ein Einfall der Königin Viktoria, ihren Sohn zu seinem Jahrestage in die Uniform des 1. Infanterie-Regiments, des Königs-Regiments, einzukleiden. Nach der Messe wurde der kleine Kronprinz dann in Gegenwart des Kriegsministers und des Obersten des Regiments als einfacher Rekrut in die Stammrolle des Heeres eingetragen. — Es ist schon sonderbar, daß erwachsene Fürsten sich bei jeder Gelegenheit in Uniform zwängen und ihrer Abneigung des schlichten Zivilkleides Ausdruck verleihen. Denn der Militärstand ist durchaus kein wirklich vornehmer Stand, sondern im besten Falle ein Hilfsfaktor; er produziert nichts, sondern sorgt höchstens für die Möglichkeit friedlicher Produktion. So verhält es sich wenigstens angeblich. In der Tat ist das Militär aber ein Förderer des Krieges — ohne stehende Heere würde es schwerlich zu größeren kriegerischen Unternehmungen kommen — und in erster Linie ein Machtmittel der Herrschenden zur Unterordnung des eigenen Volkes. Indessen ein einjähriges Kind in Uniform zu stecken und in den Heeresverband aufzunehmen, ist der Gipfel der Lächerlichkeit, und es ist zum mindesten zu hoffen, daß die königliche Mutter unter dem bunten Tuch die nötigen Windeln angebracht hat, damit das „vornehmste Kleid" nicht allzu stark beschmutzt worden ist.

# Aus Lübeck und Nachbargebieten.

**Montag**, den 1. Juni.

**Achtung Maurer!** über sämtliche Putzarbeiten am Bau von Görner u. Heidenreich in der unteren Braunstraße, sowie über den Stielbau in der Marlystraße ist seitens des Zweigvereins die Sperre verhängt. — Der Zuzug von Maurern nach der Insel Fehmarn ist fernzuhalten.

**Achtung, Arbeiter!** über die chemische Fabrik in Schwartau ist die Sperre verhängt worden, weil Arbeiter wegen Beteiligung an der Maifeier und Stellung einer Lohnforderung gemaßregelt wurden.

**Achtung, Steinsetzer und Hilfsarbeiter!** Zuzug ist fernzuhalten nach Lübeck, Travemünde, Lübtheen, Dassow, Klütz und Neumünster.

**Achtung Schuhmacher!** über die Schuhwaren-Reparaturwerkstellen von Peter Bernhardt, Hüxterdamm 10, sowie H. Dettmann, Königstraße 24, ist wegen Nichtanerkennung unserer Organisation die Sperre verhängt worden. Die Arbeiterschaft Lübecks wird ersucht, hiervon Notiz zu nehmen.

**Zuzug von Maurern und Zimmerern nach Söhrmann in Travemünde** ist streng fernzuhalten, da die Sperre über diese Firma verhängt ist.

---

**Achtung, Gewerkschaftskassierer!** Der Kassierer des Gewerkschaftskartells und des Arbeitersekretariats wird am **Montag, Dienstag** und **Mittwoch** dieser Woche, abends von 8 Uhr an, zur Entgegennahme der Beiträge im Vereinshaus anwesend sein.

**Wann sind Schulkinder, Familienangehörige und Lehrlinge krankenversicherungspflichtig?** Mit dieser für weite Kreise bemerkenswerten Frage hat sich kürzlich das Reichsversicherungsamt beschäftigt. Den Monatsblättern für Arbeiterversicherung entnehmen wir hierüber folgendes: Schulkinder sind auch ohne Rücksicht auf ihr Alter versicherungspflichtig, wenn sie für ihre Arbeit, z. B. für das Austragen von Zeitungen oder Gebäck, einen Anspruch auf Vergütung haben. Vorausgesetzt hierfür ist, daß die Beschäftigung und Entlohnung wirtschaftlich in Betracht kommt und zu den Kosten der Krankenversicherung nicht außer jedem Verhältnisse steht. Ein Kind, das 12½ Jahre alt war, täglich mindestens eine Stunde, an Sonntagen zwei Stunden mit dem Austragen von Backwaren beschäftigt wurde und monatlich 5 Mk. erhielt, ist als krankenversicherungspflichtig behandelt worden. Hauskinder, die im Geschäftsbetriebe ihres Vaters beschäftigt sind, können dem Krankenversicherungszwange unterworfen sein. Die Voraussetzung für die Versicherungspflicht ist auch hier die Eingehung eines Lohnarbeitsverhältnisses, das aber auch ohne ausdrücklichen Vertrag zufolge stillschweigender Vereinbarung bestehen kann. Das tatsächliche Arbeiten eines Hauskindes im elterlichen Betriebe genügt allerdings noch nicht, um den stillschweigenden Abschluß eines Arbeitsvertrages anzunehmen; es muß vielmehr aus den Umständen erkennbar sein, daß das Kind seine Arbeitskraft statt dritten Personen dem Vater oder der Mutter zur Verfügung stellt und demnach unbeschadet seiner aus dem familienrechtlichen Verhältnisse sich ergebenden Unterhaltungsansprüche wegen seiner Arbeitsleistung Anspruch auf Vergütung hat. Von Erfüllung einer gesetzlichen Unterhaltungspflicht kann aber nur so lange gesprochen werden, als das Hauskind nicht imstande ist, für seinen Unterhalt selbst zu sorgen. Gleichgültig ist es, ob der Lohn in Geld oder in Naturalbezügen gewährt wird; nur muß er sich als bewußte Gegenleistung für die zu leistende Arbeit darstellen. Der von seinem Vater als Lehrling beschäftigte Haussohn unterliegt der Versicherungspflicht auch dann, wenn er keinen Barlohn erhält, sondern nur Unterhalt (Unterkunft und Verpflegung) bezieht. Lehrlinge, die nicht Familienangehörige sind, sind gleichfalls schon dann der Versicherungspflicht unterworfen, wenn ihnen nur freie Wohnung und Kost zusteht, oder wenn für sie im Lehrvertrag als Ersatz für die von ihnen selbst zu beschaffende Wohnung und Kost ein wöchentlich auszuzahlender Betrag (Kostgeld) festgesetzt ist. Erhält der Lehrling weder freie Wohnung noch Kost noch Kostgeld, wohl aber ein Taschengeld, so ist die Versicherungspflicht nur dann begründet, wenn die Zahlung als Entschädigung für geleistete Arbeit erfolgt. Diese Ausführungen erstrecken sich auf die im Handelsgewerbe, im Handwerk und in sonstigen stehenden Gewerbebetrieben beschäftigten Personen.

**Die öffentliche Badeanstalt Marli** wird vom Dienstag, den 2. Juni d. Js. ab geöffnet sein: an den Werktagen von 5 Uhr vormittags bis 3½ Uhr nachmittags und von 6½ Uhr nachmittags bis 9 Uhr abends, an den Sonn- und Festtagen von 5 Uhr vormittags bis 2 Uhr nachmittags. Das Baden ist unentgeltlich. Der Gebrauch von Badehosen ist vorgeschrieben. Auf Verlangen wird das Schwimmpersonal des hiesigen Regiments Schwimmunterricht erteilen. Für diesen Unterricht ist bei der Anmeldung dem Oberaufseher im voraus gegen Quittung eine Vergütung von 3 Mark zu zahlen.

**Ein schweres Gewitter,** verbunden mit wolkenbruchartigem Regen und Hagel, entlud sich Sonnabend nachmittag über unserer Stadt. Der ganze Himmel war zeitweilig von Blitzen durchzuckt, sodaß er wie ein Feuermeer erschien. An Gewitterschäden in unserer Stadt oder in deren nächster Umgebung ist uns bisher nichts bekannt geworden. Dafür kommen jedoch aus den benachbarten Provinzen leider verschiedene Hiobsposten, nach welchen nicht nur Materialschaden, sondern auch die Vernichtung von Menschenleben zu beklagen ist. So wird uns aus Reinfeld i. Holstein gemeldet, daß der Blitz in das Wohnhaus des Bahnwärters Gerber schlug, zündete und den Dachstuhl vernichtete. Das Mobiliar konnte gerettet werden: Weitere Meldungen lauten:

Elmshorn, den 30. Mai. Bei dem heutigen Gewitter fuhr der Blitz in Halstenbek in eine den Arbeitern zum Schutz gegen Regen dienende Hütte und tötete den 22jährigen Arbeiter Reeter aus Pommern. Zwei andere Arbeiter wurden gelähmt, konnten sich aber nach einiger Zeit wieder erholen. In Kollmar äscherte der Blitz das Wohnhaus mit Stallgebäude des Arbeiters Klaus Dürkopp ein.

Finkenwerder, 30. Mai. Während des heutigen heftigen Gewitters zündete ein Blitzstrahl das Haus des Hufners Heinr. Schwartau, das vollständig niederbrannte. Außer mehreren Schweinen sind auch drei Pferde dem Feuer zum Opfer gefallen.

Cuxhaven, 30. Mai. In Lüdingworth hat um 2 Uhr nachmittags der Blitz den Geertsschen Marschhof in Brand gesetzt.

**Handelsregister.** Am 27. Mai 1908 ist bei der Firma Johs. Breede Heinr. Ruß Nachf. in Lübeck eingetragen: Die Firma ist in Johs. Breede abgeändert. Am 29. Mai 1908 ist bei der Firma Adolf Goldschmidt in Lübeck eingetragen: Die Firma ist erloschen.

**Blitzschläge in Bäume.** Eine allgemein bekannte Tatsache ist, daß der Blitz gern in Bäume einschlägt, und die Warnung, beim Gewitter durchaus nicht unter einem Baum Schutz vor dem Regen zu suchen, ist vollauf begründet. Anderseits geht die Volksmeinung dahin, daß sich die Bäume nach ihrer Gattung sehr ungleich blitzgefährlich erweisen, und es hat nicht an Versuchen gefehlt, statistisch hierüber genauern Aufschluß zu erhalten. Eine hierauf bezügliche Studie hat unlängst der belgische Naturforscher E. Vanderlinden veröffentlicht, wobei er sich auf die Aufzeichnungen bezog, die in Belgien in dem 28jährigen Zeitraum von 1884 bis 1906 zusammengekommen sind. Sie enthalten 1351 Meldungen über Blitzschläge in Bäume. Es ergibt sich aus ihnen in Übereinstimmung mit frühern Erfahrungen, daß Pappel und Eiche am häufigsten vom Blitz getroffen werden, erstere in 56 Proz., die andere in 14 Proz. aller Fälle. Ulmen und Nadelhölzer wurden gleich oft getroffen, nämlich in 7 Proz. aller Fälle, Buchen in 4 Proz. und Birnbäume in 3 Proz. Auf kalkhaltigem und lehmigem Boden sind die Bäume mehr dem Blitzschlag ausgesetzt als auf sandigem, schieferhaltigem oder mergeligem Grunde, stets aber nimmt die Pappel in bezug auf Blitzgefahr die erste Stelle ein, obgleich sie in Belgien als Chausseebaum nicht mehr sehr häufig anzutreffen ist. Ihr folgen die Eiche und die Nadelhölzer. Am meisten dem Blitzschlag ausgesetzt sind die in freier Ebene stehenden Bäume, weit weniger die in Gruppen oder in Wäldern stehenden. Die relative Seltenheit der Blitzschläge in Wälder läßt sich dadurch erklären, daß bei einer nahezu gleichförmigen Lauboberfläche ohne wesentliche Erhebungen einzelner Bäume sich die Entladungen über eine große Fläche verteilen. Die Luft über den Baumwipfeln enthält infolge der Verdunstung aus den Blättern viel Wasserdampf und ist dadurch weniger leitend für die Elektrizität. Bei Bäumen, die in Reihen geordnet sind, ergab sich eine größere Häufigkeit der Blitzschläge. Gemäß den statistischen Erhebungen werden hauptsächlich solche Baumarten vom Blitz getroffen, die eine dicke und tief gefurchte Rinde besitzen, und hierzu gehören die Pappeln, Eichen, Ulmen und Nadelhölzer. Anderseits weiß man, daß Bäume vom Blitz getroffen werden können, ohne äußere Beschädigungen zu zeigen. Vanderlinden glaubt daher, daß die Pappeln, Eichen und Ulmen in der Blitzstatistik nicht so sehr hervortreten, weil sie wirklich am häufigsten getroffen würden, sondern deshalb, weil der Blitz wegen der tief gefurchten und schlechter leitenden Rinde sich auf den Stamm konzentrieren müsse und daher zerstörende Wirkungen hervorbringe. Ob diese Schlußfolgerung richtig ist, darf bezweifelt werden. Der Blitz folgt unter sonst gleichen Umständen am liebsten den höchsten Bäumen, die ihm durch ihre Wurzeln eine möglichst gute Ableitung zu den Wassern unter der Erdoberfläche bieten, und diese sind eben die Pappeln, Eichen, Ulmen usw., während bei kleinen Obstbäumen die Bodenleitung durchweg schlechter ist. Wie sehr dieser Umstand für die Blitzgefahr von entscheidender Bedeutung ist, beweist die Tatsache, daß ein bestimmter Baum mitten im Walde, der sich von den Bäumen der Umgebung nicht sonderlich unterschied, im Laufe weniger Jahre zweimal vom Blitz getroffen wurde.

**Stadthallentheater.** Man schreibt uns: Morgen geht letztmalig die Gesangsposse: „Kyritz-Pyritz" in Szene. Ein stürmischer Lacherfolg kennzeichnete die Erstaufführung des urkomischen Stückes. Am Mittwoch wird „Das blaue Band" zum dritten Male gegeben. Im Laufe dieses Monats findet an unserer Sommerbühne eine Uraufführung statt. Der bekannte Schriftsteller Schätzler-Perasini, Verfasser von: Sein Prinzeßchen, Generalkomteß, Die Löwenbraut usw., hat sein neuestes Werk: „Manöverregen" der Direktion zur Uraufführung übergeben. Das reizende Lustspiel ist schon im Manuskript von vielen ersten Bühnen angenommen und werden der Première viele namhafte Bühnenleiter beiwohnen.

---

w. **Mölln.** Landtagswählerversammlung. Sonnabend abend fand hier im „Lübecker Hof" eine von unseren Genossen veranstaltete Versammlung statt, in welcher der Genosse Kleemann aus Hamburg einen beifällig aufgenommenen Vortrag über die Bedeutung der Landtagswahl hielt. In längeren Ausführungen schilderte der Referent das ganze Elend der preußischen Zustände, am Schlusse zu einer energischen Beteiligung an der Wahl auffordernd und einzutreten für die sozialdemokratischen Wahlmänner. In der Diskussion schilderte R. Winter das Verhalten der hiesigen Maurer gegenüber der Arbeiterschaft und forderte die Maurer auf, sich mehr als bisher mit der Arbeiterschaft solidarisch zu erklären. Der Genosse Wagner gab dann noch Aufklärung über die Wahlhandlung selbst und schloß mit einem Appell, furchtlos für die sozialdemokratischen Wahlmänner einzutreten, die infolge des stattgehabten Unwetters nur mäßig besuchte Versammlung.

**Hamburg.** Der Abschluß einer Familien-Tragödie. Wie wir Sonnabend mitteilten, wurden aus der Bille eine Frauen- und zwei Knabenleichen gefischt. Die Untersuchung ergab, daß die Tote, eine Frau Löbermann, geb. Wulf, am 27. d. M. in Gemeinschaft mit ihren zwei Söhnen, dem sechsjährigen Heinrich und dem fünfjährigen Ludwig, die eheliche Wohnung in der Schlüterstraße 75 verließ, um mit ihren Kindern den Tod zu suchen. Frau L. lebte mit ihrem Manne, einem Schuhmacher, stets in Zank und Streit. Gegenseitige Mißhandlungen waren an der Tagesordnung, so daß der Mann schließlich die Scheidung beantragte. Das Urteil sollte am 30. Mai gesprochen werden. Beide Gatten haben den Spruch nicht abgewartet. Die Frau fand mit ihren Söhnen in der Bille den Tod. Der Mann erhängte sich in der Wohnung, wo man ihn am Sonnabend früh fand.

**Harburg.** Zu den Stichwahlen zwischen bürgerlichen Wahlmannskandidaten haben in einer Sitzung am Mittwoch abend die Wahlkomitees von Harburg und Wilhelmsburg sowie die Wahlleiter der einzelnen Urwahlbezirke Stellung genommen. Es wurde beschlossen, den sozialdemokratischen Wählern zu empfehlen, daß bei Stichwahlen zwischen bürgerlichen Wahlmannskandidaten für die freisinnigen Wahlmänner einzutreten ist. Die betreffende Weisung geht den Wahlleitern jedes Wahlbezirks rechtzeitig zu. — Wir vermissen in dieser Meldung den Hinweis auf die Verpflichtungen, auf Grund welcher erst für einen Freisinnigen eingetreten werden darf.

**Kiel.** Ein fetter Posten. Die Präsentationskommission für die Wahl eines zweiten Bürgermeisters an Stelle des ausscheidenden Bürgermeisters, Geh. Regierungsrats Lorey, hat beschlossen, den Stadtkollegien zu empfehlen, das Gehalt des zweiten Bürgermeisters vom 1. Nov. 1908 ab auf 12000 Mk. jährlich festzusetzen und daneben, wie bisher, ein nicht ruhegehaltsberechtigtes Repräsentationsgeld von 1000 Mk. jährlich zu gewähren. Da wird es in den staatserhaltenden Kreisen wohl wieder ein amüsantes Wettrennen um die große Futterkrippe geben. Der glückliche Sieger hat nachher das Recht, über die „Begehrlichkeit der Arbeiter", die einen Jahreslohn in der Höhe wie sein Repräsentationsgeld verlangen, zu schimpfen. — Ein Hafenschutzmann a. D. und Privat-Detektiv als Erpresser und Verleumder. In zehnstündiger Sitzung hatte sich Freitag die Strafkammer mit den Praktiken eines Privatdetektivs, des früheren Hafenschutzmannes Hempelmann hierselbst, zu befassen. H. war wegen verleumderischer Beleidigung und versuchter Erpressung angeklagt. Er sollte in einer Ehescheidungssache Belastungsmaterial gegen die Frau beschaffen und verbreitete nun die Mitteilung, er habe mit ihr unerlaubten Verkehr gehabt. Als die Frau ihn darauf zur Rede stellen wollte, ihn aber in seinem Bureau nicht antraf, schrieb er ihr einen Brief, in dem er 15 Mk. verlangte und drohte, bei Nichtzahlung Anzeige wegen Ehebruchs gegen die Frau erstatten zu wollen. Die Verhandlung, in der H. dabei blieb, daß er tatsächlich mit der Frau im Verkehr gestanden, fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Der Staatsanwalt beantragte Verurteilung des Angeklagten zu 1½ Jahren Zuchthaus. Das Gericht erkannte auf 9 Monate Gefängnis und 2 Jahre Ehrverlust.

**Kiel.** Weitere Diebereien auf der Reichswerft. Die Annahme, daß mit der kürzlich erfolgten Verhaftung mehrerer Angestellten und Arbeiter der Kreis der an Diebereien Beteiligten geschlossen sei, bestätigt sich nicht. Man ist auf neue Spuren von Veruntreuungen gekommen. Es handelt sich also nicht um Kleinigkeiten, sondern um ganz erhebliche Summen. Die Sache befindet sich heute noch im Vorstadium. In Untersuchungshaft genommen ist ein hiesiger Kaufmann F. Vor dem Untersuchungsrichter vernommen wurden bisher mehrere Beamte, darunter einer, der seit Jahrzehnten im Werftdienste steht und sich eines guten Rufes erfreut. Außer jenem Großkaufmann Fr. wurde jetzt noch die Verhaftung des Magazindirektors Rechnungsrats H. vom Untersuchungsrichter, Landrichter Grützmacher, angeordnet. Mit der Angelegenheit im Zusammenhang steht auch die erfolgte Verhaftung des Kaufmanns B. in Bant, der aus Kiel stammt. Die erste Anregung zu den Verhaftungen wurde durch Inserate in Berliner Zeitungen gegeben. Von einem B. wurden Metalle unter Preis angeboten. Eine Berliner Firma wurde hierauf aufmerksam und verständigte die dortige Kriminalpolizei. Das Reichs-Marineamt sandte hierauf einen Berliner Kriminalkommissar nach Kiel. Seine etwa vier Wochen in Kiel angestellten Nachforschungen verliefen aber ohne Ergebnis. Schließlich wurden der Kieler Polizei von privater Seite Winke gegeben, und durch frühere Arbeiter des in Haft befindlichen Großkaufmanns wurde ermittelt, daß an einem Sonntag im Jahre 1906 Oel im Werte von 40 000 Mk. von der Werft abgefahren und beiseite geschafft worden ist. Auf diesen Vorgang stützen sich die Verhaftungen.

**Rendsburg.** Ein Heidebrand. In dem an der Chaussee von Rendsburg nach Itzehoe belegenen großen Moor auf der Peissener Feldmark entstand Freitag ein bedeutender Heidebrand. Ein Teil des angrenzenden fiskalischen Geheges geriet ebenfalls in Brand. Militär aus dem Lockstedter Lager wurde herbeigerufen, und es gelang mit dessen Hilfe das Feuer zu löschen.

**Lunden.** Zur Mordaffäre Napiralsky wird nunmehr ausführlich berichtet: Der Ehemann N. lebte seit sechs Wochen infolge Zwistigkeiten von seiner Ehefrau getrennt. Er hielt sich in Hermsdorf bei Berlin auf. Am Mittwoch traf er hier ein und suchte seine Frau auf. Nach Lage der Sache hat N. seine Ehefrau, nachdem er vermutlich zuvor mit ihr Streit gehabt, erdrosselt und um den Anschein zu erwecken, daß Selbstmord vorliege, der Frau einen Strick, welcher aber nicht fest angezogen war, um den Hals gelegt. N. ist dann Mittwochabend 11 Uhr von hier nach Hermsdorf abgereist. Donnerstag früh hörte eine Mitbewohnerin in der Napiralskyschen Wohnung die beiden kleinen Kinder des Ehepaares sprechen, doch wurde die Wohnung von der Frau nicht geöffnet. Polizei öffnete schließlich die Tür und da fand man dann die Ehefrau knieend mit einem Strick um den Hals als Leiche vor, während die Kinder im Bett lagen. Der Ehemann ist bereits in Hermersdorf verhaftet und von Kriminalschutzleuten nach hier gebracht worden. Eine Obduktion der Leiche bestätigte, daß die Frau ermordet worden ist.

---

# Handels- und Marktnachrichten.

**Lübecker Marktpreise** vom 30. Mai.

Bauern-Butter Pfd. 1,15—1,25 Mk., Meierei-Butter Pfd. 1,30 Mk., Hasen —,— Mk., Enten —,— Mk., Hühner 2,00—2,80 Mk., Küken Stck. 0,40 Mk., Tauben Stück 0,50—0,60 Mk., Gänse Pfd. — Pf., Flickgans — Mk., Schinken Pfd. 0,95—1 Mk., Schweinskopf Pfund 50 Pfg., Wurst Pfd. 1,15—1,25 Mk., Eier 10 Stck. 60 Pfg. Heringe 4 St. 10 Pf., Dorsche gen., Süßwasserfische genüg., Karpfen Pfd. 1 Mk., Geräuch. Lachs Pfd. 1.00—2,00 Mk. Schleie Pfd. 1,40—1,60, Brachsen Pfd. 0,60—0,70 Pfg., Hechte Pfd. 70 Pf., Barsche Pfd. 70 Pf., Aal Pfd. 100 Pf., Karautschen Pfd. 80 Pfg., Gemüse genügend. Blumenkohl, d. Kopf 0,20—0,40 Mk., Kohl 100 Pfd. — Mk., Gurken 100 Pfd. — Mk., Zwiebeln, hiesige, Pfd. — Mk., Aepfel, verschiedene pr. 100 Pfd. — — Mk., Pflaumen, pr. 100 Pfd. — Mk., Kirschen Pfd. — Pfg. Kartoffeln pr. 10 Liter 50—60 Pf., Kartoffeln beste, 100 Pfd. — Mk. Aland Pfd. — Pfg.

---

**Sternschanz-Viehmarkt**

30. Mai.

Der Schweinehandel verlief ruhig.

Zugeführt wurden 2514 Stück, davon vom Norden — Stück, vom Süden — Stück. Preis: Versandschweine schwere 57 Mk., leichte 57—58½ Mk., Sauen 47—52 Mk. und Ferkel 53—57 Mk. pro 100 Pfund.

---


# Nie erlahmen

darf die Arbeiterschaft in dem Bestreben, für ihre Ziele Propaganda zu machen. Das beste Hilfsmittel dabei ist

## die Arbeiterpresse.

Jetzt ist die beste Gelegenheit, neue Leser und Abonnenten zu werben. An dieser Arbeit muß sich jeder Arbeiter, jeder Parteigenosse beteiligen. Jeder muß dessen eingedenk sein, daß es Pflicht ist, bei jeder Gelegenheit

**für den „Lübecker Volksbote" zu agitieren.**



Verantwortlich für die Rubrik Lübeck und Nachbargebiete und die mit P. L. gezeichneten Artikel Paul Löwigt; für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co. Sämtlich in Lübeck.

**Mein Haus** in der Drögestraße 15, enth. 8 Dreizimmerwohnungen, Mieteertrag 800 Mark, unter günstigen Bedingungen preisw. zu verk. Näheres Hansastraße 35, part.

**Umzugshalber:** Plüschgarnitur, Vertikow, Kleiderschr., Sofa, Tisch, Singernähm., Bettz., 2engl. Bettst., Kinderbettst., Herrenanz., Kleider, Blusen, Kinderz. u. Wäsche Königstr. 44, I.

**6 Stubenfenster a Mk. 1.50** und eine **Stubentür Mk. 5.—** zu verkaufen Dornestraße 8.

**Ein fast neues schwarzes Kleid und ein Regulator** billig zu verkaufen Wakenitzmauer 86.

**Ein Sofa und ein Grammophon mit Platten** billig zu verkaufen Gloxinstraße 3, pt.

**Eine neue Plüschgarnitur, 1 Sofa, 4 Sessel** billig zu verkaufen Beckergrube 20, II.

**Für Brautleute.** Eine neue Schlafzimmer-Einrichtung unter Preis zu verkaufen Beckergrube 20, pt.

**Ein hochf. Luxus-Fahrrad** durch Zufall billig zu verkaufen Moislinger Allee 67.

**Ein Kinderwagen** billig zu verkaufen Arnimstraße 42 a.

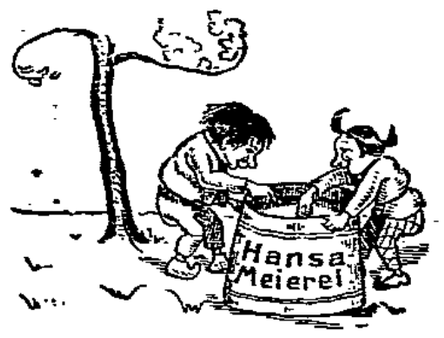
## 2 Ziegen zu verkaufen.

**H. Büning, Eckhorst.**

**Familienfeierhalber** ist mein Geschäft

## Dienstag von 1 Uhr an geschlossen.

**Fr. Schwarz,** Engelsgrube 27.




**Milchtrinkgarten ist eröffnet.**

**Hansa-Meierei.**

**Schlagrahm, Dickmilch, Trinkmilch.**

Tadellos gelbkochende

**Magnum bonum-Kartoffeln**

**3.25** Mk. pro 100 Pfd.,

**gesunde Futterkartoffeln**

**2.00** Mk. pro 100 Pfd.

**Wiederverkäufern billigst.**

**C. Heese, L. Jacobsen Nachf.**

**Meierstr. 26. — Fernspr. 1440.**

Bin Käufer größerer Posten Stachelbeeren, Johannisbeeren usw.

**St. Lorenz erstes u. ältestes**

**Motor- und Fahrradhaus**

**H. Benthien**

**Fackenburger Allee 53.**

**Grösste Reparaturwerkstatt.**

**Eigene Vernickelungs- und Emaillier-Anstalt.**

**Vertreter** der **Claes Pfeil** und **Naumanns Germania-Fahrräder.**

# Friedr. Meyer & Co.

Buchhandlung

**Johannisstraße 46 Johannisstraße 46**

empfiehlt folgende Schriften

| | |
|---|---|
| **Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek** in einzelnen Heften à | 20 Pf. |
| **Alkoholfrage und Sozialdemokratie** v. E. Wurm | 30 „ |
| **Die Mutter als Erzieherin** | 50 „ |
| **Der Kampf der Arbeiter** v. A. Pannekook | 20 „ |
| **Sozialdemokratische Flugschriften** à | 10 „ |
| „ **Agitationsbibliothek** à | 20 „ |
| **Sozialistische Literatur** v. P. Lensch | 15 „ |
| **Klassengegensätze im Zeitalter d. franz. Revolution** | 35 „ |
| **Die neuen Reichssteuern** v. Ed. Bernstein | 30 „ |
| **Lebensmittelzölle und indirekte Steuern,** wer sie zahlt und wem sie nützen | 10 „ |
| **Die Währungsfrage** v. M. Schippel | 15 „ |
| **Das kommunistische Manifest** | 20 „ |
| **Zum Achtstundentag** v. A. Braun | 20 „ |
| **Hochverratsprozeß Liebknecht v. d. Reichsgericht** | 50 „ |
| **Die Urteile d Disziplinargerichte** gegen **Dr. K. Peters** | 40 „ |
| **Ein katholischer Pfarrer als Sozialdemokrat** | 10 „ |
| **Schule, Kirche und Arbeiter** | 15 „ |
| **Die jugendlichen Arbeiter und ihre Organisation** | 20 „ |
| **Knute und Bombe** v. E. Klaar | 50 „ |
| **Die Frau und der Sozialismus** v. A. Bebel, gebunden | 250 „ |
| **Der Pfaffenspiegel** v. Corvin geb. 4 Mk. od. in 10 Lief. à | 30 „ |
| **Internationale Bibliothek,** sämtliche Bände. | |
| **Bibliothek des praktischen Wissens:** Rechte und Pflichten des Mieters 20 Pf., Rechte des Angeklagten 50 Pf., Erbrecht u. Testamente 75 Pf., Ehe- u. Familienrecht 75 Pf., Die Kunst der Rede 1 Mk., Das Vormundschaftsrecht 75 Pf., Das Recht des unehelichen Kindes 75 Pf. | |
| **Führer durch das Krankenkassengesetz** | 30 „ |
| „ **durch das Invalidenversicherungsgesetz** | 25 „ |
| „ **durch die Strafprozeßordnung** | 40 „ |
| „ **durch das Gewerbe- und Kaufmannsgericht** | 25 „ |
| „ **für den Militärpflichtigen** | 30 „ |
| „ **durch das Unfallversicherungsgesetz für Land- und Forstwirtschaft** | 25 „ |
| „ **durch das Bau-Unfallversicherungsgesetz** | 25 „ |
| **Aberglaube aller Zeiten** v. W. Fischer | 50 „ |
| **Evangelium eines armen Sünders** v. Weitling | 80 „ |
| **Johannes Huß** v. H. Lommel | 25 „ |
| **Die Freimaurerei** v. Sassenbach | 30 „ |
| **Der Schwindel der klerikalen Arbeiterpolitik** | 35 „ |
| **Tyrannenmord nach der Lehre der kathol. Kirche** | 50 „ |
| **Sozialdemokratisches Liederbuch** | 40 „ |
| **Sturmlieder vom Meer** v. Clara Müller | 100 „ |
| **Gekrönte Häupter** 25 Hefte, jedes für sich abgeschlossen à | 20 „ |
| **Reclams Universal-Bibliothek** à | 20 „ |
| **Die soziale Bedeutung der Genossenschaften** von Dr. Fr. Oppenheimer | 50 „ |
| **Sozialliberalismus und Kollektivismus** v. E. Bernstein | 50 „ |
| **Im Gefängnis, Judenmassakre, Geld etc.** v. M. Gorki | 30 „ |

**In freien Stunden, Der wahre Jakob, Süddeutscher Postillon, Die Gleichheit, Die neue Zeit**

sowie viele andere Lieferungswerke von wissenschaftlichem Wert.

**Nicht aufgeführte Werke werden auf Bestellung baldigst geliefert.**

# Möbel

**Betten, Teppiche, Kinderwagen** auf

**Kredit**

**Alte Kunden ohne Anzahlg.**

**Enorme Auswahl.**

**Lieferung — frei Haus. —**

**S. Sachs**

**2 Schmiedestr. 2.**

**Uhrfeder einsetzen 1.50 Mk.**
**Taschenuhr reinigen 1.50 Mk.**
**1 Jahr Garantie.**

**Ernst Gentzen,** Uhrmacher
**Königstraße 62, b. d. Hüxstraße**
**Gebe rote Rabattmarken.**

**Adolf Hübner,** Uhrmacher u. Goldarbeit., Fünfhaus. 18

**Vereinigte Butterhändler**

**v. Lübeck u. Umg.**

**Allerfeinste Meierei-Butter**

kostet Pfd. **1.30** Mk.

## Ferienkolonien.

Abfahrt der Kinder nach Travemünde am **Mittwoch, 3. Juni,** mittags 12 Uhr 50 Min.

**Der Vorstand.**

# Hansa-Theater.

Anfang **8** Uhr.

Dienstag, 2. Juni 1908, abends 8 Uhr:

Einmaliger

## Rezitations-Abend

von

**Henry Rennö**

Vortragsmeister aus Hamburg.

Programm: Rezitation. ernsten u. heiteren Inhalts, u. a. Otto Ernst, Gust. Falke, Liliencron, W. Busch, Rud. Presber.

**Volkstümliche Preise.**

**1.50** Mk., **1.00** Mk., **50** Pfg.

Vorverkauf bei Herrn **Sager,** Kohlmarkt.

# Stadthallentheater.

Dienstag: 15. Abonnements-Vorstellung.
Auf vieles Verlangen.

**Kyritz-Pyritz.**

Gesangsposse in 4 Akten.

Im 3. Akt: Geh'n wir noch in's Cafe, Duett, ges. von Frl. Fohrbach u. Herrn Norden.
Im 4. Akt: Cafe-Walk-Parodie.
Anfang 8 Uhr.
Mittwoch: **Das blaue Band.**

Spart Zeit, Arbeit, Geld!

Das **Waschmittel der Zukunft!**

**Persil**

Erzeugt dauernd blendend weiße Wäsche!

Garantiert chlorfrei und unschädlich.

Millionenfach erprobt!

Alleinige Fabrikanten: Henkel & Co., Düsseldorf

In der **Porter-, Bier- und Malzextract-Brauerei Paul Flemming** finden Malzsurrogate (Süßstoffe) **keinerlei** Verwendung, wodurch sicherste Gewähr für reinste, bekömmlichste und nahrhaftigste Fabrikate geboten wird. —

Man verlange daher in den einschlägigen Geschäften **ausdrücklich obige Fabrikate** und wende sich, falls diese dort nicht erhältlich, direkt an die Brauerei **Engelsgrube 62.**

**Eimerbier,** frisch: Jeden Dienstag und Freitag, abends von 6—9 Uhr.

# Die Geächteten.

**Sozialpolitischer Roman aus der Zeit des Sozialistengesetzes.**

Von **Wilhelm Blos.**

In diesem Werkchen sind die Verfolgungen, denen die Sozialdemokraten in jener Zeit ausgesetzt waren, trefflich geschildert und erfährt das Parteileben jener Zeit eine Beleuchtung, welche den älteren Parteigenossen eine Erinnerung an jene Zeit und den jüngeren einen willkommenen Einblick in die Vergangenheit der Partei bringen dürfte. Diesem ersten Bande wird ein zweiter und dritter Band folgen, welche das Treiben der Anarchisten während des Sozialistengesetzes, sowie den Sturz Bismarcks, des Haupturhebers dieses Gesetzes, eingehend behandeln wird. Allen Parteigenossen ist dies Werk bestens zu empfehlen und kann der erste Band, der vollständig erschienen ist, in 6 Lieferungen à 20 Pfg. oder gebunden Mk. 2.— bezogen werden durch die

**Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.,**

**Johannisstr. 46. sowie deren Kolporteure. Johannisstr. 46.**

# Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 126. Montag, den 1. Juni 1908. 15. Jahrg.

## Eine neue Hetze.

Kaum hat das große Kesseltreiben gegen die Arbeiterschutzgesetzgebung im allgemeinen und gegen die Krankenversicherung im besonderen in der angekündigten „Reform" der Arbeiterversicherung einen vorläufigen Erfolg gefunden, da erheben sich im Lager der Arbeiterfeinde die wagemutigsten Strauchritter zu neuen Taten. Nach der Arbeiterschutzgesetzgebung erregen die spärlichen Ansätze der volkstümlichen Justizpflege seit langem den lebhaften Zorn der deutschen Arbeitgeber, und sie sind überglücklich, wenn irgend ein reaktionärer Jurist im verblendeten Standesdünkel oder aus Klasseninstinkt gegen die Volksjustiz, wie sie besonders in den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten zur Anwendung kommt, wettert.

Kürzlich hat der preußische Kammergerichtsrat Dr. Biezen ein Buch herausgegeben, in dem er eine kritische Betrachtung über Klassen-, Sonder- und Musterrichter gibt. Diese Betrachtung ist durchaus reaktionär und erregt gerade deshalb die lebhafte Zustimmung der Scharfmacherblätter. Die Veranlassung zu dem Biezenschen Buche ist der von sozialdemokratischer Seite erhobene Vorwurf der Klassenjustiz. Es ist den deutschen Berufsrichtern unbequem, wenn sie sich von der sozialdemokratischen Presse müssen sagen lassen, daß ihre Urteile bei Streik- und politischen Delikten wenn auch nicht subjektive, so aber doch objektive Klassenurteile sind. Diese Vorwürfe zu entkräften, ist der Zweck des Buches. Daß dieses immerhin sachliche Bestreben mißlingt, liegt unserer Auffassung nach lediglich an den untauglichen Mitteln, mit denen der Herr Kammergerichtsrat arbeitet. Dort, wo er den Berufsrichtern die Laienrichter der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte gegenüberstellt, um zu beweisen, daß diese ebenso irren können wie jene, kommt der ganze Haß des Angehörigen der besitzenden Klasse gegen die aufstrebende Arbeiterschaft zur Geltung. Aus dem Vergleich wird eine feindselige Kritik aller nach so harten Kämpfen errungenen bescheidenen sozialpolitischen Fortschritte. Und gerade wegen dieser Einseitigkeit findet der Verfasser den lebhaften Beifall der Scharfmacherblätter.

Betrachten wir etwas näher die Art, wie Herr Biezen gegen die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte polemisiert. Von letzteren sagt er, daß sie gegen den Widerstand des gesamten selbständigen Handelsstandes, der Anwälte, der Handels- und Berufsrichter zustande gekommen seien. Dieser Erfolg lag daran, daß die in „wenigen politischen Vereinen zusammengeballten Angestellten" die Gesetzgebung mit ihrem „einseitigen Verlangen" beeinflußten. „Schnell — billig — sozial", mit diesen drei Schlagworten habe man im allgemeinen die Forderungen nach Berufsgerichten begründet. Angeblich hätten sich die Fordernden über die Bedeutung des Wortes Sozial nie oder nur ungern geäußert, und Herr Biezen erklärt das so: „Das hatte seinen guten Grund: wenn überhaupt das Begehren nach sozialer bürgerlicher Rechtsprechung einen Sinn haben soll, dann heißt es: der wirtschaftlich Schwächere ist zu begünstigen." Das „soziale Dogma" bedeutet nach dem Verfasser nichts anderes, als daß der Richter im Zweifelsfalle zugunsten des wirtschaftlich Schwächeren entscheiden solle. Wäre dem in Wirklichkeit so, dann hätte die soziale Rechtspflege allerdings keinen Anspruch, im Namen der Gerechtigkeit ausgeübt zu werden. Aber diese Auslegung des Begriffes „Sozial" bei der Justiz ist nur eine kühne Anmaßung des Kammergerichtsrates, dem nicht zum mindesten durch das Paragraphenelend der deutschen Rechtsprechung jedes tiefere Verständnis für die sozialen Empfindungen der Gegenwart abhanden gekommen ist.

Einen noch größeren Groll hegt Herr Biezen gegen die Gewerbegerichte und deren Arbeiterrichter. Ganz erklärlich, denn sie waren die Vorbilder der Kaufmannsgerichte. Daß die Gewerbegerichte sich bewährt hätten, bezweifelt der Herr: Die Praxis lehrt vielmehr, daß nur ein geringer Prozentsatz aller Sachen durch „richterliche Handlungen, die man Rechtsprechung nennt", erledigt werden, während die große Masse aller angehängten Klagen durch Vergleich beigelegt würden. Abgesehen davon, daß der Vergleich ebenfalls ein durch Gesetz festgelegter rechtlicher Akt ist, so müssen wir im weiteren Gegensatz zu Herrn Biezen betonen, daß unter den Vergleichen viel weniger die Arbeitgeber als die Arbeiter leiden. Wir wissen aus eigener Erfahrung, daß die Vergleichsverhandlungen sich nachgerade zu einem Unfug auswachsen, bei dem der Arbeiter nicht sein Recht findet, sondern mit einer mageren Abfindung an Stelle seines Anspruches nach Hause geschickt wird. Nicht der Arbeitgeber wird beim Vergleich geschädigt, sondern in 95 von 100 Fällen der Arbeitnehmer. Aber nicht in diesem Sinne hält Biezen die Spruchpraxis der Gewerbegerichte für eine Karikatur der Rechtsprechung. Umgekehrt erblickt er vielmehr in den Vergleichsbeschlüssen eine starke Benachteiligung der Unternehmer. An dieser Auffassung ermesse man den objektiven Wert dieser Kritik.

Ein besonderes Argument für die Gefährlichkeit der Rechtspflege durch die Gewerbegerichte erblickte der Kammergerichtsrat darin, daß die sozialdemokratischen Gewerbegerichtsbeisitzer ihre Rechtsprechung gegenseitig kontrollieren, und daß sich die Arbeiterorganisationen für die Tätigkeit der Beisitzer lebhaft interessieren. Damit will der Verfasser den Beweis haben, daß die Arbeiterbeisitzer nicht unabhängig sind, daß sie einer außerhalb stehenden Organisation gehorchen, ja unter Umständen gegen ihre Überzeugung gehorchen müssen. Deshalb sei diese Institution im höchsten Grade reformbedürftig. Und darum, so schließen die Scharfmacherblätter ihre Besprechung, sei der Begriff der sozialen Rechtspflege ein Unding; Rechtspflege dürfe nur unter dem Motto: „Gerechtigkeit" geübt werden.

Mit diesem Abgang werden die Scharfmacherblätter bei den Leuten, die unsere eigenartigen Rechtsverhältnisse kennen, ebensowenig Eindruck machen, wie der Herr Kammergerichtsrat mit seinem Buche. Den Vorwurf der Klassenjustiz hat der Herr nicht entkräftet, er hat im Gegenteil neuen Zündstoff geliefert und deutlich gezeigt, einen wie gefährlichen arbeiterfeindlichen Bund Richter und Unternehmer einigen können.

Wir haben uns nur mit den Biezenschen Argumenten beschäftigt, die sich auf die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte beziehen. Um wieviel mehr wäre zu sagen von dem großen Kapitel der Klassenjustiz in politischen Prozessen und beim Strafrecht im allgemeinen. Es ist durchaus keine sophistische Umschreibung, wenn die sozialdemokratische Presse von einer objektiven Klassenjustiz spricht. Das Gegenteil kann nur durch die Tat, durch eine andere Spruchpraxis bewiesen werden. Vorläufig aber bestätigen tagtäglich neue Urteile die alte Praxis und damit die Richtigkeit unserer Auffassung.

Für die Sozialdemokraten ist die Situation geklärt, sie wird der neuen Hetze nicht untätig gegenüberstehen, sondern dafür sorgen, daß die Arbeiterschaft in weitestem Maße Kenntnis von den Machenschaften der Arbeiterfeinde erhält. Ob die Regierung es wagen wird, dem neuen Drängen nachzugeben, ist zu bezweifeln; die Arbeiterschaft ist eine Macht, die es nimmer gestatten wird, daß ihr von den spärlichen Rechten auch nur ein einziges genommen werde.

## Bauernmord in Österreich.

Wien, 28. Mai.

In Galizien haben gestern Gendarmen auf ruthenische Bauern geschossen und haben 5 getötet, 15 schwer verletzt. Unter den Getöteten befinden sich 2 Frauen und 1 Kind.

Solche Bauernmorde sind nichts Seltenes in Galizien. Es vergeht kaum ein Jahr, wo nicht das Parlament sich mit solchen Bluttaten beschäftigen müßte, und eben erst in den letzten Tagen hat das Parlament eine große Debatte über die skandalösen Zustände in Galizien abgeführt. Ja, als die ersten Nachrichten über den Mord an den 5 Bauern im Parlamente einlangten, sprach ein ruthenischer Abgeordneter gerade über den Fall, daß ein Bauer just vor einem Jahre von drei Gendarmen umgebracht worden war, und als er sich eben beklagte, daß der Übermut der Gendarmen noch nicht gebrochen sei, reichte man ihm die Depesche, die den neuesten Streich der Gendarmen mitteilte. Der Mord, der heute gerade im Parlamente verhandelt wurde, hatte sich während der letzten Landtagswahlen ereignet. Ein ruthenischer Bauer, der gegen die zugunsten des Kandidaten des polnischen Adels begangenen Wahlfälschungen protestiert hatte, wurde von den Gendarmen buchstäblich ermordet. Als er vom Amte ging, eilten sie ihm nach, einer gab ihm mit dem Kolben seines Gewehrs einen Schlag über den Kopf und die beiden stachen ihn mit den Bajonetten tot. Damals war es ein Mord aus politischen Motiven. Diesmal ist es ein Mord, der wie es scheint, rein wirtschaftliche Gründe hat. Diesmal handelt es sich um den uralten Kampf zwischen der Gutsherrschaft und der Bauerngemeinde um Wald und Feld und Teich. Die galizischen Bauern sind einfache Landproletarier. Sie besitzen nur wenig Grund und Boden und müssen den Lebensunterhalt meist als Arbeiter auf den herrschaftlichen Gütern erwerben. Der durchschnittliche Bauernbesitz beträgt in Galizien drei Joch; und an 250 000 Bauern gibt es, die weniger als ein halbes Joch ihr eigen nennen. Wald und Wiese wurden ihnen von den Großgrundbesitzern geraubt, und oft gab es blutige Kämpfe um diesen Besitz. In der Rede, die der sozialdemokratische ruthenische Abgeordnete in der galizischen Debatte am Freitag hielt, sagte er: „Das Leben vieler Bauern ging in der Verteidigung ihres uralten Besitzes verloren, viele Bauern büßen im Kerker den Mut, daß sie sich ihr Recht nicht nehmen lassen wollten. **Es gibt fast kein Dorf in Galizien, in welchem nicht Bauern bei Verteidigung der ihnen geraubten Wälder erschossen wurden . . .**"

Und diese ruthenischen Bauern, die der polnische Adel in wirtschaftlicher Knechtschaft erhält, sucht er auch noch um seine politischen Rechte zu betrügen. Nach jeder Wahl wenden sich die Ruthenen hilfesuchend an das Parlament, das aber immer ihre Klagen abweist. Immerhin haben diese galizischen Debatten, die das Parlament so oft zu hören bekommt, doch den Vorteil, daß sie die ruthenische Bevölkerung aufrütteln und auch das Gewissen der österreichischen Öffentlichkeit wecken. Bei den letzten Landtagswahlen hatte die Schlachta, das ist der polnische Adel, den Ruthenen nicht nur in der Hälfte der ruthenischen Wahlkreise die Mandate einfach gestohlen, sondern er beging noch die Perfidie, den Ruthenen in der Hälfte der ihnen verbleibenden 22 Mandate sog. russophile Abgeordnete aufzuzwingen, Renegaten, die die Existenz der Ruthenen als eigenen Volkes leugnen und sie als einen Teil der russischen Nation ansehen. Um die Ruthenen, die allmählich zu nationalem Bewußtsein gelangen, zu spalten, werden von den Behörden überall die russophilen Ruthenen unterstützt, obwohl, wie in der jüngsten Debatte im Parlamente nachgewiesen war, die Führer dieser Partei von der russischen Zarenregierung subventioniert, zum Teil sogar direkt russische Spione sind. In dieser ganzen mehrtägigen Debatte haben namentlich unsere polnischen Genossen ein erhebendes Beispiel von proletarischem Internationalismus gegeben, indem in ihrem Namen Daszynski für die nationalen Forderungen der Ruthenen eintrat und gegen die Unterdrückung der Ruthenen protestierte. Hier seien auch kurz die schönen Worte zitiert, die Daszinski über den ruthenischen Studenten Siczynski sprach, der den galizischen Statthalter Grafen Potocki erschossen hat: „Ich will kein Richter Siczynskis sein. Nach allem, was ich über ihn gehört habe, muß er ein Enthusiast gewesen sein,

---

## Der Mann im „King Edward".

Kriminal-Roman von Friedrich Thieme.

(30. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

5. Mai.

Heute nachmittag nahmen die Herrschaften im Garten den Kaffee ein, Fräulein Klara war nicht dabei. Sie ist heute nach Frankfurt. Nanny ist mit ihr, der Diener hatte oben zu tun, ich mußte ihn vertreten. Das heißt, ich mußte eigentlich nicht, ich hatte mich nur dazu erboten. O, ich bin äußerst dienstwillig und beflissen! Die gnädige Frau bemerkt es, sie scheint mich gern zu sehen, sie belohnt mich manchmal mit einem huldvollen Lächeln.

Mich bedünkt es fast, unsere Beziehungen werden sich noch freundschaftlicher gestalten. Ich lege zum mindesten eine Ergebenheit und Ehrfurcht an den Tag, als wäre sie die Madonna selber. Sie weiß, daß ich sie bewundere — sie findet das in Ordnung und nimmt jede Bewunderung an, auch wenn es nur die eines Kutschers ist.

Genug — ich bediene heute im Garten. Es ist ein so wundervoller Tag, daß man ohne Gefahr im Freien ausdauern kann, selbst wenn man in Italien geboren ist.

Die Konversation drehte sich im ganzen um Irrelevantia. Lucia klimperte ein wenig auf der Mandoline — ich höre sie wirklich gern spielen, denn ihr Spiel ist so berückend wie sie selbst. Man fühlt sich förmlich auf singenden Wellen fortgetragen und gleicht dem Schiffer im Angesicht der Loreley, wenn die berauschende Melodie wie ein Silberquell aus dem Felsen, aus ihrem Mund und den Saiten zugleich hervorquillt:

„Sieh dort auf Felsenhöh'n
Den stolzen Räuber, dreist und hehr,
Festgestützt auf sein Gewehr,
Seht ihn drohend stehn!
Er nähert sich, er winkt
Sein roter, voller Federbusch,
Und sein samtner Mantel sinkt
Hin auf sein reiches Kleid!"

Oder gar „Santa Lucia" —
O, ein Detektive ist auch nur ein Mensch!

Dann sprachen sie über Italien. Alle drei Sprachen flossen durcheinander, deutsch, französisch, italienisch. Was ich nicht hören sollte, wurde französisch oder italienisch abgehandelt. Die Baronin war die Liebenswürdigkeit selbst gegen ihren Gast, der wie bezaubert zu ihr aufsah. Nur sie schien für ihn zu existieren. Der Baron verstellte sich sehr geschickt, er brachte es fertig, mit dem verhaßten Rivalen über Wirtschaftspolitik zu sprechen.

Ricciardi antwortete ziemlich zerstreut. Nur als Mario von Stolten gelegentlich äußerte: „Wir werden nicht alt hier werden — ich hätte Lust zu verkaufen, wenn man mir einen annehmbaren Preis bietet," horchte er auf.

„Jetzt schon?" kam es gedehnt von seinen Lippen.

„Nun, es ist so eine Idee. Lucia würde eine Villa am Lago di Como oder in der Riviera vorziehen."

„Allerdings würde sie das," nickte Lucia, indem sie die kunstvoll geformte, reichverzierte Silberkanne erfaßte, um ihrem Gaste einzuschenken. Die Kanne war jedoch leer, und mit bezauberndem Lächeln schob sie ihm ihre eigene gefüllte Tasse hin.

„Sie sollen nicht leer ausgehen, Signor Ricciardi. Ich mag keinen Kaffee — ich hab sie noch nicht berührt."

„Das Gegenteil würde eine größere Empfehlung für das Getränk gewesen sein", erwiderte galant der Italiener. Bei seiner Leidenschaft für die schöne Landsmännin glaubte ich, er würde sich über den Kaffee hermachen wie ein Indianer über eine Flasche Feuerwasser — seltsamerweise aber nippte er nur und ließ die Tasse dann unberührt vor sich stehen.

Seine Gastgeber schienen nicht auf diesen Umstand zu achten, ich bemerkte ihn desto mehr. Der Kaffee stand auch noch, als der Baron aufstand, um eine Zeitung in seinem Zimmer zu suchen, die er lesen wollte, und auch die gnädige Frau sich erhob, um die neuen Anpflanzungen an der Mauer zu besichtigen. In Wirklichkeit stand sie wohl nur auf, um ihrem Gatten keinen Anlaß zur Eifersucht und ihrem Verehrer keine Gelegenheit zur Bestürmung zu geben, denn sie kehrte sofort zurück, als ihr Gemahl zurückkam.

Die Zwischenzeit aber hatte Eugenio Ricciardi benutzt, um seinen Kaffee hastig und verstohlen in das hinter seinem Sitze befindliche Gesträuch auszugießen. Dann saß er wie ein unschuldiger Kränzchengast auf seinem Stuhle, preßte die Lippen zusammen und zog die Brauen herab, wobei er seinen großen Schnauzbart drehte, und als seine Gastfreunde sich wieder einfanden, empfing er sie mit dem gewohnten vergnügten Lächeln.

Niemand hatte die Bewegung gesehen, als ich . . .

Der Schelm traute seinen Freunden nicht, er dachte wahrscheinlich an die historischen Gastmäler Alexander VI. .

Also der Baron trägt sich bereits mit Veräußerungsgedanken? Der Boden wird ihm hier zu heiß? Vielleicht geniert ihn die Anwesenheit seines Genossen, der ihm in Deutschland gefährlicher scheint als anderswo —

Oder hat er sonst Verdacht geschöpft, daß nicht alles in Ordnung ist? — Unmöglich!

Eile tut not, sonst . . . .

### Vierzehntes Kapitel.

### Ein interessantes Gespräch.

Nur wenige Tage sind seit dem in meiner letzten hier wiedergegebenen Aufzeichnung verstrichen, aber sie sind ereignisreich. Der anfänglichen sonnigen Heiterkeit, der angenehmen Frühlingswitterung im Hause ist eine Schwüle gefolgt, die immer fühlbarer wird. Immer mehr Reize lösen sich aus, die Spannung wächst von Tag zu Tag an, und die Katastrophe kann nur eine Frage der Zeit sein! Und das beste dabei ist, daß die übrigen Hausbewohner so ganz ohne Ahnung von allem sind, für sie geht alles seinen regelmäßigen harmonischen Gang, ist der Baron ein glücklicher Mann, die Baronin die beneidenswerteste Frau der Welt, Signor Ricciardi ein liebenswürdiger Gast und Fräulein Klara ein bedauernswertes Opfer.

Ich allein bin sehend, meine Augen sind Teleskope, mit welchen ich den Nebel, der alles bedeckt, durchdringe und da die scharfbegrenzten Lichtfunken erkenne, wo die anderen nichts als eine Dunstmasse erblicken!

Signor Ricciardi hat sich mit der Herrschaft so rasch und eng befreundet, daß er seit drei Tagen ganz in die Villa übergesiedelt ist. Auf besonderen Wunsch des gnädigen Herrn, der sich so gern mit ihm über sein Vaterland unterhält. Und auch auf Wunsch der gnädigen Frau, die sich langweilt und die es liebt, Gäste um sich zu sehen.

Signor Ricciardi ist gegen jedermann sehr höflich, sehr freundlich, sehr zuvorkommend, und gegen die Damen insbesondere noch sehr galant. Fräulein Klara mag ihn gern leiden, denn er ist eine beredsame Natur und versteht hochinteressant zu erzählen. Er hat ein gutes Stück von der Welt gesehen und ihr Anblick ist nicht an ihm verloren gewesen. Mag er jedoch der jungen Dame erzählen, soviel er will, in Wahrheit spricht er nur zur schönen Lucia, ihr nur gehören seine Blicke, seine Gedanken. Der Baron beobachtet ihn scharf, mißtrauisch, er ist noch reizbarer geworden, sein Ton oft sarkastisch, seine Augen nehmen, wenn er sich unbeobachtet glaubt, einen drohenden Ausdruck an. Er ist noch immer die Hingebung für seine Frau, oder ist es vielmehr erst recht, aber er ist von wütender Eifersucht erfüllt, weicht den ganzen Tag nicht von ihrer Seite und der des Fremden und kommt mit auffälligem Eifer jedem Versuche seines Rivalen zuvor, der Baronin auch nur den alltäglichsten Dienst zu leisten. Er selber bietet ihr bei jeder Gelegenheit seinen Arm, er führt sie aus, er wacht über sie wie über den Apfel seines Auges . . .

Ich könnte ihn fast bemitleiden, denn er ist ein Opfer!

Lucia ist schön, ruhig und liebenswürdig wie immer. Man muß ihr zum Ruhme nachsagen: kapriziös, launen-

der sein Volk heiß liebte. Er hat vielleicht mit angesehen, wie unsinnig ruthenische Versammlungen aufgelöst wurden, er hat vielleicht gesehen, wie diensteifrige Gendarmen gekettete Bauern durch die Straßen schleppten. Ich will kein Richter über ihn sein. Er sah das Elend seines Volkes, er ballte vielleicht zu oft in seinem jungen Leben ohnmächtig die Faust, er hat vielleicht die Parlamentsberichte gelesen und gehört, wie hier die Minister sprachen! Aber wenn ich auch alle menschlichen Rücksichten für ihn gelten zu lassen von Herzen geneigt bin — und es wird wohl kein Interesse des polnischen Volkes sein, seinen Kopf dem Scharfrichter zu überliefern — so verurteile ich doch seine Tat auf das entschiedenste. Und wenn der ruthenische Abgeordnete Petrykyj den traurigen Mut hatte, die Tat Siczynskis zu verherrlichen, so meine ich, es wäre traurig, wenn es wahr wäre, daß sein Volk nur in der Revolverladung sein Heil suchen müßte. Wenn er von der Bereitwilligkeit seiner Nation gesprochen hat, Blutopfer zu bringen, so bitte ich ihn, jenseits der russischen Grenze zu beginnen, wo das Volk keine Möglichkeit der freien Regung hat, wo der politische Mord ein Korrelat der vollständigen Rechtlosigkeit des Volkes ist.

Und ehe noch diese Debatte über Galizien recht beendet war, wurden dort wieder 5 Bauern erschossen. Man wird morgen darum streiten, wo der Schuldige an den Schüssen von Czernichow war, ob die Gendarmen zuerst schossen oder die Bauern zuerst Steine warfen. Über die Verhältnisse, die diese Schlacht herbeiführten, hat vor kurzem im Parlament der Abgeordnete jenes Bezirkes, Genosse Ostapczuk, selbst ein Bauer aus demselben Bezirke, einiges erzählt. Danach hat der Bezirkshauptmann den Bauern in den Teichen jedes Gebietes das Fischereirecht bestritten und ihnen gleichzeitig verboten, dort den Hanf, aus dem sich die Bauern selbst ihre Kleidung bereiten und der den Frauen Arbeit und Erwerb bietet, einzuweichen.

Die Bauern wurden um ihr Recht betrogen und als sie es sich nicht nehmen lassen wollten, niedergeschossen.

Daß das gerade jetzt geschah, da das Parlament sich mit den Zuständen in Galizien beschäftigte, war den Ausbeutern des ruthenischen Volkes selbst so unangenehm, daß sich der Obmann des Polenklubs erhob und die Regierung zu strenger Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen aufforderte. Man wird nur dafür zu sorgen haben, daß auch die Schuldigen gefunden werden.

Dr. G. Pollatschek.

# Soziales und Parteileben.

**Das Ende des Budapester Schlachterkampfes.** Die Wiener „Arbeiter-Ztg.“ bringt aus Budapest, 26. Mai, folgenden Bericht: Die Angelegenheit der ausgesperrten Schlachthausarbeiter, die dank dem verhängten Boykott gegen die Selchwaren am Sonnabend so günstig stand, daß die Selchermeister zum Nachgeben bereit waren, hat eine jähe Wendung genommen, die zur unerwarteten Niederlage der Arbeiter führte. Am Sonnabend hatten die Selchermeister wieder zu unterhandeln begonnen und am Sonntag hätte die Wiederaufnahme der Ausgesperrten unter Anerkennung ihres Organisationsrechts ausgesprochen werden sollen, da kam es an demselben Abend zu dem bereits gemeldeten Überfall auf einen Selcherladen in der Josefstadt und sofort zogen die Meister ihre Zusage zurück. So sinnlos war das Attentat der mit Revolvern ausgerüsteten Menge, dem ein Menschenleben zum Opfer fiel, daß sogar Polizeibeamte erklärten, nur eine christlichsoziale Horde könne die Untat begangen haben, um der Sache der organisierten Arbeiterschaft zu schaden. Daß die ausgesperrten Selcher damit nichts zu tun hatten, stellte die Polizei amtlich fest. Dennoch löste sie das Streiklager auf. Leider wurde durch verschiedene übereinstimmende Zeugenaussagen am Montag festgestellt, daß ein angeblicher Vertrauensmann der sozialdemokratischen Parteiorganisation des 8. Bezirkes, der Schneider Rudolf Fröhlich, die verrückte Ausschreitung angezettelt habe. Fröhlich, offenbar ein konfuser Mensch, soll am Sonntag mittags, eine Anzahl Gasarbeiter für den Abend in das Lokal der Bezirksorganisation bestellt und dort zu dem unseligen Überfall bewogen haben. Auf dem Wege zum Hause des Selchermeisters Kozalik hat die jedenfalls durch reichlichen Alkoholgenuß „kouragierte“ Menge auch in einen Spezereihandlungsladen und in eine Weißwäscheputzerei Revolverschüsse abgegeben, ohne jedoch jemanden zu treffen. Unglücklicher ging die Sache bei dem genannten Selchermeister ab, wo zwei Personen getroffen wurden, wovon die eine am nächsten Morgen starb. Nun ging die Hatz los. Die Polizei verhaftete bisher etwa 25 Arbeiter als Teilnehmer des Überfalles und die Ausbeuter wurden gegen die organisierten Arbeiter frecher. Unter der Einwirkung des Terrors nahmen die Flecksieder und Darmputzer des Hornviehschlachthauses am Montag die Arbeit bedingungslos wieder auf. Heute morgen veröffentlichte der Gewerkschaftsrat eine Aufforderung, den allgemeinen Boykott der Selcher fortzusetzen, am Abend wurde dies jedoch in einem neuerlichen Aufruf zurückgezogen und der Boykott nur gegen einzelne Selcher in Aussicht genommen. Auch den Cafetiers war plötzlich der Kamm geschwollen und heute beschlossen sie in einer Sitzung ihrer Gewerbekorporation die schärfsten Maßregeln gegen jene Kellner, die sich noch ferner weigern sollten, aus Solidarität mit den ausgesperrten Arbeitern des Schweineschlachthauses kalten Aufschnitt zu servieren. Ähnlich ging die Gewerbekorporation der Hoteliers und Gastwirte vor. Angesichts dieser allgemeinen Deroute beschlossen gestern abend die ausgesperrten Selcher, sich dem Gebot der Meister zu fügen und die Arbeit wieder aufzunehmen. Ein sinnlos terroristischer Akt, der verrückte Streich eines mutmaßlichen Alkoholikers, hat einen Kampf, in dem der proletarischen Solidarität schöner Erfolg winkte und der sich geradezu vorbildlich anließ, ein schmähliches Ende bereitet.

**Unternehmerterrorismus.** Die Pforzheimer Etuisarbeiter sind bekanntlich ausgesperrt worden, weil sie sich eine zehnprozentige Lohnreduzierung nicht gefallen ließen. Da die Verschlechterungen von den dortigen Arbeitern bisher tapfer abgewehrt wurden, versucht es die Pforzheimer Unternehmerorganisation mittels Uriasbriefes, die abgereisten ausgesperrten Arbeiter, die in anderen Städten Arbeit bekommen haben, brotlos zu machen und dem Hunger auszuliefern, indem sie verlangte, daß diese Arbeiter sofort entlassen bezw. nicht eingestellt werden! Mit dieser heimtückischen Maßregel erklärten sich natürlich die Hanauer Scharfmacher in der Edelmetallindustrie sofort einverstanden. Sie ließen folgenden Fembrief unter ihren Mitgliedern zirkulieren:

Arbeitgeber-Verband
der Hanauer Edelmetallindustrie.

Hanau, 12. Mai 1908.

Auf Veranlassung des Arbeitgeberverbandes für Pforzheim und Umgebung überreichen wir anbei ein Verzeichnis der daselbst ausgesperrten Arbeiter und Arbeiterinnen der Etuisbranche, mit der Bitte, niemanden der Ausgesperrten einzustellen bezw. die etwa schon eingestellten Personen wieder zu entlassen.

Hochachtungsvoll
Arbeitgeberverband der Hanauer Edelmetallindustrie.
(gez.) Karl Glaser.

Die Hanauer Scharfmacher, die sich hier als Handlanger ihren Pforzheimer Gesinnungsbrüdern willig zeigen, in politischer Hinsicht aber, bei dem jetzigen Wahlkampfe, als entschieden liberal und arbeiterfreundlich sich aufspielen, werden von der organisierten Arbeiterschaft trotzdem und glücklicherweise als Wölfe im Schafspelze erkannt. Weil die Arbeiter eine Verschlechterung ihrer Lebenslage durch eine Lohnreduzierung sich nicht gefallen lassen, werden sie rücksichtslos von den reichen Fabrikanten auf das Pflaster geworfen; damit sie nun bald klein beigeben, werden sie noch durch schwarze Liste monatelang geächtet und brotlos gemacht. Und das geschieht alles unter den Augen der „objektivsten Behörde“, der Staatsanwaltschaft.

**Wieder ein „sozialdemokratischer Terrorismusfall“** vor Gericht. Der „Frkf. Ztg.“ wird aus Karlsruhe geschrieben: Vor dem Schöffengericht wurde am 27. Mai eine Privatklage des Landtagsabgeordneten Adolf Geck gegen den klerikalen „Badischen Beobachter“ verhandelt wegen Beleidigung durch Mitteilung unwahrer Behauptungen. Nach dem Artikel des „Beobachters“ sollte der Abgeordnete Geck in seinem Haushalt eine arme Frau weit über die zulässige Zeit beschäftigt haben, während zu Hause die Kinder mit Angst und Schmerzen auf die Mutter warteten. Es waren daraus die üblichen politischen Schlüsse gezogen worden über die Einhaltung des Arbeitstages bei den sozialdemokratischen Arbeitgebern. Die Verhandlung ergab die völlige Unhaltbarkeit der aufgestellten Behauptungen. Im Gegenteil, die in Frage kommende Frau erklärte, daß sie froh gewesen sei, in der Familie Geck Aufnahme gefunden zu haben. Da es nach den Erklärungen des Klägers dem Abg. Geck nicht um eine Bestrafung des Angeklagten zu tun gewesen ist, sondern lediglich um die Feststellung der Wahrheit, so kam ein Vergleich zustande, nach welchem der Redakteur des „Beobachters“ die erhobenen Vorwürfe mit Bedauern zurücknimmt, da dieselben auf unrichtigen Informationen beruhten. Der Beklagte übernimmt sämtliche Kosten.

**Kritik an der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion.** In einer Volksversammlung zu Nürnberg, in der Reichstagsabgeordneter Dr. Südekum den Rechenschaftsbericht über seine Tätigkeit erstattete, sagte er u. a.: Er müsse eingestehen, daß gerade auf dem Gebiete der äußeren Politik die sozialdemokratische Fraktion nicht die nötige Tätigkeit entfaltet habe, aber das setze eine sehr genaue Kenntnis der Dinge voraus, und dann sei auch nicht zu verkennen, daß die starke Inanspruchnahme der Fraktion durch die Fragen der inneren Politik, durch die Agitation, die journalistische Tätigkeit usw. sie bisher verhindert habe, diesen Fragen die nötige Aufmerksamkeit zu widmen. Aber die Notwendigkeit, dies mehr als bisher zu tun, werde immer dringender. In der Diskussion bemerkte Genosse Eisner u. a.: Er möchte den Redner fragen, ob die sozialdemokratische Fraktion alles getan habe, um zu verhindern, daß der Reichstag schon so früh nach Hause geschickt wurde, zu einer Zeit, wo die Parlamente der großen Kulturvölker noch tagen. Seit Jahren werde alles, was das Volk interessiere und aufrege, in den Sommermonaten von einem unverantwortlichen Minister während der Parlamentsferien erledigt. Er habe es stets als einen Fehler betrachtet, daß die Fraktion dem Diätengesetz zustimmte, da es keinen anderen Zweck hatte, als die Sessionen abzukürzen. Die Fraktion hätte in Sachen des Vereinsgesetzes anders verfahren müssen. Es wäre sehr leicht möglich gewesen, die Entscheidung bis über die Osterferien hinzuziehen, es wäre dann sogar möglich gewesen, eine andere Gestaltung herbeizuführen, da zu Ostern der Kongreß der Freisinnigen Vereinigung tagte und die Opposition gegen das Vereinsgesetz noch viel schärfer ausgefallen wäre, wenn nicht schon die Entscheidung über das Gesetz gefallen war. Ihm scheine überhaupt, das Vereinsgesetz hätte sich vorzüglich zu einer Probe des parlamentarischen Widerstandes geeignet. Die sozialdemokratische Fraktion habe aber nicht versucht, die Sache hinzuziehen, etwa durch Interpellationen. Warum habe die Fraktion nicht wegen der Hill-Affäre interpelliert? Eisner vermißt ferner die Fühlung der Fraktion mit der Masse. Die Couloirs des Reichstags dürften gar nicht leer werden von Deputationen. Das alte engere Verhältnis müsse wieder hergestellt werden, das Volk müsse seine Forderungen direkt in das Parlament hineinbringen, und wenn dort dauernd und systematisch der Volkswille proklamiert werde, so werde man nicht mehr über mangelnde Fühlung zu klagen haben. Genosse Dr. Südekum erwiderte, Eisner habe recht, wenn er sage, daß der Ausfall der letzten Reichstagswahlen etwas lähmend auf die Fraktion gewirkt habe, aber im einzelnen irre er. Wenn der freisinnige Parteitag noch vor der Abstimmung über das Vereinsgesetz getagt hätte, dann hätte die Opposition gegen das Vereinsgesetz nicht die Rolle gespielt, als es nachher der Fall war. Die freisinnigen Abgeordneten hätten die Opposition wahrscheinlich sehr kurz abgefertigt. Eine Obstruktion im Reichstage hätte, wenn er die Sachlage richtig beurteile, zu keinem Resultate geführt. Selbst wenn die Geschäftsordnung die Möglichkeit geboten hätte, die Debatten hinauszuziehen, so hätte es doch unter keinen Umständen bis über Ostern hinausgereicht, die Mehrheitsparteien hätten ihre Macht angewendet, um die Sache noch mehr zu beschleunigen, als es ohnehin geschah. Derartige Mittel könnten nur dann angewendet werden, wenn sie die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges böten. Das war aber nicht der Fall, es wäre nur zu noch schlimmeren Abkürzungen der Debatte gekommen. Darin, daß die Fraktion die Hill-Affäre nicht hätte vorübergehen lassen dürfen, ohne ein parlamentarisches Eingreifen zu erzwingen, müsse er Eisner Recht geben. Er, Redner, habe auch versucht, die Mehrheit der Fraktion für eine solche Interpellation zu gewinnen, was ihm jedoch leider nicht gelungen sei. Ebenso müsse er zugeben, daß nicht alles geschehen sei, was hätte geschehen können, um die Tagung des Reichstages noch länger aufrecht zu erhalten, andererseits aber waren die vielen Vorarbeiten speziell für die Gewerbeordnungsnovelle noch nicht so weit gediehen, daß sie die Grundlage für eine Beratung hätten abgeben können — nicht durch die Schuld der sozialdemokratischen Abgeordneten — sondern infolge eines abgekarteten Spiels zwischen Blockparteien und Regierung. Nachdem es aber ausgeschlossen war, für die Beratungen

---

haft ist sie nicht. Sie spielt mit dem Leben, mit den Männern, mit Klara, sie ist ehrgeizig, eitel, unstet, läßt sich bewundern und ihre Wünsche erfüllen, und sie hat viele Wünsche, viele, sodaß in mir auch ein Wunsch rege wird und immer dringender nach Erfüllung verlangt, nämlich der, daß Rentier Böckel endlich eintreffen möge!

Plötzlich tritt eine Wandlung ein — ein neuer Faktor gesellt sich zu den übrigen und beeinflußt das Ganze durch seine Wirkungen.

Frau von Stolten hat mit Klara gesprochen: Nanny hat einen Teil der Unterredung aufgeschnappt.

„Weißt Du, meine teure Klara,“ sagte sie zu ihr, „daß sich jemand warm für Dich interessiert?“

„Für mich, Lucia?“

„Ja, mein Liebling. Und weißt Du, wer?“

„Nun?“

„Signor Ricciardi — ist er nicht ein schöner Mann?“

Klara errötete und schlug die Augen zu Boden.

„Er ist auch reich — und angesehen. Und es sollte mich nicht wundern, wenn Du bald durch einen Antrag von ihm überrascht würdest.“

„Ich bin zu wenig eingenommen von mir, um so etwas zu glauben,“ entgegnete Klara. „Wenn es indessen der Fall sein sollte, so — täte er mir leid.“

„Du kannst ihn nicht lieben?“

„Du weißt, Lucia, daß ich versprochen bin.“

„Närrchen, was bedeutet das? Dein Bräutigam ist, wie Du mir gesagt, arm, er hat zu ringen, zu kämpfen. Er muß, um jemals vorwärts zu kommen, um sein Ziel zu erreichen, eine Frau mit Vermögen haben — ist's nicht so?“

„Das muß er allerdings,“ erklärte Klara betroffen.

„Weißt Du nun, ob ihn nicht etwa das Dir gegebene Versprechen reut? Er hat Dich gewählt, als er Dich für eine reiche Erbin hielt — vielleicht erscheint ihm nun das Band, das ihn an Dich knüpft, als lästige Fessel? O, mein Kind, Du kennst die Männer nicht so wie ich, und ich meine es gut mit Dir,“ suchte sie zärtlich zu beschwichtigen, als das junge Mädchen entrüstet aufstand und sich mit weinenden Augen abwandte.

„Ich weiß, daß er nicht so denkt, oder ich hätte ihn nie geliebt,“ rief sie voll edlen Stolzes. „Du kennst ihn nicht, Lucia, darum verzeihe ich Dir Deine verletzenden Worte. Aber — aber Du hast recht. Er hat sich hohe Ziele gesetzt, sein Geist ist von großen Idealen bewegt. Ohne Mittel wird er sich lediglich praktischer, handwerksmäßiger Tätigkeit zuwenden müssen — er wird sein ganzes Leben lang ringen und kämpfen müssen und seine Ideale in sich begraben, er wird in Bitterkeit und Qual einem frühen Grabe entgegenwelken — o gewiß, es ist so! Und daran will ich nicht schuld sein, niemals!“

Nanny hatte im Nebenzimmer gearbeitet, und die Tür stand halb offen — hier aber rief die Baronin sie herüber und sandte sie mit einem Auftrag nach oben. Aus diesem Grunde vermag ich leider über die Fortsetzung des interessanten Gesprächs nichts mitzuteilen, ich kann mir aber leicht denken, was noch gefolgt ist. Die schöne Frau hatte in das arme Mädchen einen Keim gesät, der aufgehen und bittere Früchte entwickeln mußte. Sie hatte nicht, wie sie beabsichtigt, das Vertrauen zu ihrem Geliebten erschüttert, sondern vielmehr das Vertrauen in ihre eigene Fähigkeit, ihn glücklich zu machen, einen Zweifel, in ihr entfacht, der bei einer so tief angelegten, edlen Natur von ungeheurer Wirkung sein mußte.

Ich bin arm, sagte sich die arme Klara, und eine arme Frau kann Ernst nicht brauchen! Er wird mich nehmen, weil er mich liebt, er wird sich einreden, daß er glücklich ist, aber sein erhabenes Streben wird gebrochen sein! Und aus dieser Idee heraus wird sie sich zur Entsagung zwingen! O wenn ich reden, wenn ich ihr enthüllen dürfte —

In der Tat, meine Vermutung bestätigte sich. Einige Stunden später rief mich Fräulein Hasse vom Fenster aus. Ihre guten Augen waren rotgeweint. Sie hielt einen Brief in der Hand und bat mich, ihn doch falls ich Zeit habe, dem nächsten, gegen zehn Minuten entfernten Briefkasten einzuverleiben.

Natürlich war ich sofort bereit — ich las die Adresse: „Herrn Architekt Ernst Liborius . . .“ Doch ich durfte ihn nicht unterdrücken, und so vollzog ich mit schwerem Herzen ihren Auftrag.

Mit diesem Teil ihrer Mission hatte die Baronin Erfolg, mit dem zweiten, wichtigsten, nicht. Klara erklärte sich entschieden gegen das Projekt, die Gattin des Italieners zu werden, sie blieb standhaft trotz aller schmeichelnden Überredungskunst Luciens, trotz der Vorstellungen und Versprechungen des Barons.

„Ich brauche nichts von Ihnen,“ erklärte sie fest und stolz. „Ich habe dank der Güte meines guten Vaters so viel gelernt, daß ich mein Auskommen in der Welt finden kann.“

Außer ihr gab es noch jemand, der den Absichten des Ehepaares energischen Widerstand entgegensetzte, das war Ricciardi selbst. Ich hörte die Weigerung aus seinem eigenen Munde, und das ging so zu.

Der Baron mußte in dringenden Geschäften nach Frankfurt. Er benutzte den Wagen nicht, da die Baronin den Wunsch ausgesprochen hatte, ausfahren zu wollen — denn da Stolten immer ernsthafter mit der Absicht umging, zu verkaufen, so war die Anschaffung eines zweiten Vehikels und der Kauf eines neuen Pferdes bislang unterblieben.

Lucia fuhr aus — und zwar in Gesellschaft des Italieners. Ich fuhr mit ihnen, das heißt, ich räkelte mich hinten auf dem Bedientensitz, und die Zügel führte die Baronin selbst, die ich bei dieser Gelegenheit als eine Wagenlenkerin par excellence kennen lernte.

Meine Hoffnung, von dem Gedankenaustausch der zwei zu profitieren, erwies sich indessen vergeblich: sie sprachen italienisch, sodaß ich kein Wort verstand. Mißmutig lauschte ich eine Weile, bis mir eine rettende Idee kam. In meiner rechten Tasche trug ich ein Notizbuch mit Bleistift. Ich steckte die Hand hinein, brachte das Büchlein in so bequeme Lage als möglich, faßte den Bleistift, und versuchte, so gut es ging, alles, was ich nur irgend von dem Gespräch vernahm, zu stenographieren. Ob dabei etwas herauskommen würde, wußte ich vorläufig nicht, erst abends fand ich Zeit, meine Arbeit anzusehen und zu erproben, ob ich einen Teil davon zu entziffern und zu übertragen würde vermögen. Es war eine förmliche Sisyphus-Arbeit, denn ein großer Teil der Notizen war nicht zu lesen, mit dem Rest aber gelang es mir. Als ich dann am nächsten Morgen nach der Stadt mußte, erwarb ich ein italienisches Wörterbuch und mit seiner Hilfe übersetzte ich mit vieler Mühe soviel von dem Aufgeschriebenen, als ich herausfand. Mit dem, was ich bereits wußte, konnte ich mir leicht einen Vers daraus machen. Wenn ich also in den folgenden Zeilen die Auseinandersetzung zwischen der Baronin und ihrem Gaste wiedergebe, so möge man sich immer dabei vorhalten, daß es sich nur um das von mir rekonstruierte Gespräch handelt, das ich mitteile. In Wahrheit bestand die Ausbeute meines Coups nur aus abgebrochenen Worten, da die Unkenntnis der Sprache mir die Ausführung des ohnehin schwierigen Unternehmens noch mehr erschwerte. Ich füllte die Lücken aus und ergänzte die Anfänge nach bestem Gutdünken, wobei ich sicher bin, wenigstens den Sinn in den meisten Fällen getroffen zu haben, denn ich schloß auf den Charakter und Inhalt der Zwiesprache auch aus dem erregten Ton und den Gestikulationen der Beteiligten.

Der Signor sprach seinen Unwillen über die Zumutung, ihn mit Klara Hasse zu vermählen, mit Entschiedenheit aus.

„Was soll ich mit diesem Mädchen?“ äußerte er zornig. „Sie ist wohl gut für einen deutschen Simpel, aber nicht für mich!“

(Fortsetzung folgt.)

den nötigen Stoff zu gewinnen, glaubte die Fraktion keinen Widerspruch gegen die Vertagung erheben zu können. Er, Redner, sei freilich damit nicht einverstanden gewesen und habe einen anderen Entschluß zu erzielen versucht, aber ohne Erfolg. Der Forderung Eisners, daß das politische Leben im Parlament durch das politische Leben im Volke selbst mehr angefacht werden müsse, stimme er vollständig zu.

Hierzu bemerkt der „Vorwärts“: Die Vorwürfe der Genossen Südekum und Eisner wider die Reichstagsfraktion scheinen uns zunächst von einer Überschätzung der parlamentarischen Tätigkeit beeinflußt. Im einzelnen hätten wir zu sagen, daß uns die Behauptung, die Sozialdemokratie habe auf dem Gebiet der äußeren Politik nicht genügende Tätigkeit entfaltet, unberechtigt erscheint. Ist die Kriegshetzerei und die völlige Verkehrtheit der bramarbasierenden Politik nicht in ausgiebigster Weise von unsern Genossen im Reichstage zerzaust worden? Dagegen, daß die Hill-Affäre bei passender Gelegenheit auch im Reichstage zur Sprache gebracht, wird schwerlich jemand etwas einwenden. Aber ist dazu eine Interpellation erforderlich? Einmal hat die Regierung bei jeder Interpellation es in der Hand, die Besprechung dadurch unmöglich zu machen, daß sie erklären läßt, sie werde zu gegebener Zeit die Interpellation beantworten lassen; in dieser Weise sind wiederholt Interpellationen auf den Sankt Nimmerleinstag verschoben. Es verwechseln offensichtlich die Genossen Südekum und Eisner die Möglichkeit einer Interpellation in einem Lande mit wirklichem Parlament, wie Frankreich oder England mit der Stellung von Interpellationen im Deutschen Reichstage. Es gibt zudem eine große Reihe von Dingen, die für die Arbeiterklasse weit wichtiger sind als die Hill-Affäre — wir erinnern an die mit den Staatsverträgen unvereinbare Anordnung betreffend die Legitimationskarten für russische und österreichische Arbeiter. Und doch können auch solche Dinge bei der Geschäftslage des Reichstags und dem Stärkeverhältnis der Fraktion, selbst wenn die Fraktion es wünschte, kaum auf dem Wege einer Interpellation behandelt werden. Daß eine Obstruktion beim Vereinsgesetz und der Versuch, die frühzeitige Vertagung zu verhindern, etwas am Stande der Dinge geändert hätte, glauben wir nicht. Womit wir nicht sagen wollen, daß uns die Art und Weise, wie die Fraktion den Kampf gegen das Reichsvereinsgesetz geführt hat, in allen Stücken gefallen hätte.

**Der Sieg in Karlsruhe.** Einen glänzenden Sieg hat die Karlsruher Sozialdemokratie, wie schon gemeldet, am vorigen Mittwoch bei den Stadtverordnetenwahlen errungen. In der dritten Wählerklasse entfielen auf die sozialdemokratische Liste 4788, auf die bürgerliche Liste 3056 Stimmen. Damit ziehen in das Karlsruher Rathaus weitere 18 Sozialdemokraten ein und die dritte Klasse ist mit 34 Mandaten vollständig in unserem Besitz. Seit der Wahl von 1905 ist die sozialdemokratische Stimmenzahl um 1400, die des vereinigten Mischmasches nur um 900 gestiegen. Dabei wählen von 18 300 Stadtverordnetenwählern 14 000 in der dritten Klasse. Der Sieg darf auch um deswillen hoch angeschlagen werden, weil die bürgerlichen Parteien in der badischen Residenz zum ersten Male bei den Gemeindewahlen ein Kompromiß gegen die Sozialdemokratie schlossen. In diesen waren sogar die Konservativen und das Zentrum einbegriffen, eine Wahlkonstellation, die man sonst in Baden nicht kennt, weder bei den Reichstags- noch bei den Landtagswahlen. Sieben Parteien standen gegen eine: die Sozialdemokratie. Um so erfreulicher ist das Resultat. Die geheime Stimmabgabe und die Kuvertwahl werden viel zu diesem Ergebnisse beigetragen haben.

**Preußischen Polizeigeist** haben unsere Mühlhäuser Genossen bei der Beerdigung eines Opfers unserer herrlichen von Gott gewollten Wirtschaftsordnung kennen gelernt. Der Tischlergeselle Ernst Vollrath erschoß seinen zweijährigen Sohn und darauf sich selbst aus Furcht vor in Aussicht stehender längerer Arbeitslosigkeit, da Vollrath seit einigen Tagen ohne Stellung war. Am Sonntag früh hatte sich eine Anzahl Genossen auf dem Friedhof eingefunden, um dem toten Kämpfer die letzte Ehre zu erweisen. Genosse Schäfer legte einen Kranz auf das Grab als letzten Scheidegruß des sozialdemokratischen Vereins. Da trat der Wachtmeister vor und störte die feierliche Stille an der Gruft mit den Worten: „Im Namen des Gesetzes erkläre ich die Versammlung (!) für aufgelöst und fordere die Anwesenden auf, den Friedhof zu verlassen.“ Wegen dieses provokatorischen und außerordentlich pietätlosen Vorgehens des Vertreters der Behörde bemächtigte sich aller Anwesenden begreiflicherweise die höchste Erregung, die schon wegen der erschütterten Tragik eine ungewöhnlich große war. Also auch unter der Aegide des neuen „liberalen“ Vereinsgesetzes herrscht der preußische Polizeigeist wie unter dem alten, es wird weiter schikaniert.

# Siebenter Verbandstag des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes.

In der Nachmittagssitzung vom Freitag wurde zunächst der Schluß der Tariffrage ausgesetzt, bis die eingesetzte Kommission ihren Antrag vorgelegt hat. Hierauf erstattete Robert Schmidt den Bericht der Revisionskommission, nach welchem Kasse und Bücher in bester Ordnung befunden wurden. Zur Frage der Vorstandsgehälter beantragt die Kommission, es durchweg bei den Beschlüssen des letzten Verbandstages zu Köln zu belassen. Nur Leipart, der designierte Nachfolger von Karl Kloß in der Leitung des Verbandes, soll in Anbetracht seiner großen geistig-literarischen Verdienste um den Verband eine Sonderzulage erhalten. Außerdem wird allen Verbandsangestellten empfohlen, sich der Unterstützungsvereinigung der in der anderen Arbeiterbewegung Angestellten anzuschließen. Es folgt der Bericht der Beschwerdekommission. Einige Beschwerden gegen Ausschlüsse aus dem Verbande wurden zurückgewiesen, einigen Klagen über zu Unrecht erfolgte Verweigerung von Unterstützungen wurde stattgegeben. Beschwerden von Zahlstellen in Unterstützungs-Angelegenheiten, die sich meist an die Maifeier anschließen, wurden nach den Anträgen der Beschwerdekommission erledigt. Berichterstatter der Statutenberatungskommission ist Leopold-Berlin. Auf Antrag des Verbandsvorstandes werden die Bestimmungen über die Kartellverträge mit den ausländischen der Internationalen Holzarbeiter-Union angehörigen Verbänden einer Nachprüfung unterzogen. Annahme findet auch ein weiterer Antrag des Vorstandes, daß die Lokalbeiträge von den Zahlstellen nur zu solchen Zwecken verwendet werden dürfen, welche den allgemeinen Grundsätzen und Bestrebungen des Verbandes entsprechen. Über die Höhe der lokalen Unterstützungen soll der Vorstand ein Mitbestimmungsrecht erhalten. Eine lebhafte Debatte entfesselt die Frage der Staffelbeiträge. Die Kommission lehnt ihre Einführung ab, weil sie es prinzipiell verwirft, unter einen Wochenbeitrag von 50 Pf. herabzugehen, und weil sie die großen technischen Schwierigkeiten fürchtet. Sie beantragt jedoch, daß der Vorstand über die Staffelung der Beiträge dem nächsten Verbandstag Material unterbreiten möge. Leipart erklärt Staffelbeiträge für einen Industrieverband für unmöglich. Die Lokalzuschläge seien die beste Lösung dieser schwierigen Frage für den Verband. Der Antrag der Kommission wird angenommen. Ebenso wird auf ihren Antrag beschlossen, daß in Ausnahmefällen Mitglieder einzelner Branchen mit besonders niedrigem Verdienst von der Zahlung der Lokalbeiträge ganz oder teilweise befreit werden können. Die Lokalunterstützungen sollen dementsprechend abgestuft werden. Die weiteren Statutenverhandlungen werden auf Sonnabend vertagt.

In der Sonnabendvormittagssitzung wurden sämtliche Anträge auf Erhöhung der Unterstützungssätze einstimmig abgelehnt, ebenso jede Verstärkung der Zentralkasse. Beschlossen wurde, den Sitz des Zentralvorstandes und der Redaktion der „Holzarbeiter-Zeitung“ von Stuttgart nach Berlin zu verlegen und als Sitz des Ausschusses Stuttgart zu bestimmen. Zur Tariffrage wird folgende Resolution angenommen: „Der 7. ordentliche Verbandstag des Deutschen Holzarbeiterverbandes erneuert hinsichtlich der Stellung zu den Tarifverträgen die Beschlüsse des Verbandstages vom Jahre 1900. In dem erfolgten Abschluß einer großen Zahl solcher Verträge in der Holzindustrie erblickt der Verbandstag die Anerkennung des starken Einflusses des Deutschen Holzarbeiterverbandes. Die Tarifverträge sind dazu angetan, dem Verband eine weitere innere Festigung zu verleihen und sind ein wesentliches Hilfsmittel in dem Streben der Verbandsmitglieder, die Lohn- und Arbeitsbedingungen zu verbessern und auf einer bestimmten Höhe zu erhalten. Die Tarifverträge können aber nur dann von dauernden Bestand sein und sichern nur dann einen vorläufigen Frieden im Gewerbe, wenn sowohl von den Arbeitgebern als von den Arbeitern der ernste Wille an den Tag gelegt wird, jeden abgeschlossenen Vertrag unter allen Umständen auch zu halten. Für den Abschluß eines Reichstarifvertrages sowie für den gleichzeitigen Ablaufstermin aller Ortsverträge hält der Verbandstag die Zeit noch nicht für gekommen. Dazu sind die Lohn- und Arbeitsbedingungen in der deutschen Holzindustrie vielfach noch zu ungünstig, vor allem aber zu unterschiedlich. Der Abschluß eines Reichstarifvertrages unter den gegenwärtigen Verhältnissen würde eine Gefahr für die Entwicklung der Tarifgemeinschaft in der Holzindustrie bedeuten, da den Arbeitgebern noch nicht das Vertrauen geschenkt werden kann, daß sie ernstlich gewillt wären, auf dem Wege eines solchen einheitlichen Tarifvertrages den Holzarbeitern in allen Städten des Reiches einen auskömmlichen Lohn und eine angemessene kurze Arbeitszeit zu gewähren. Auch der Vertragsbruch des Arbeitgeberschutzverbandes in Burg und Kiel während der Berliner Aussperrung hat den ernsten Willen der Arbeitgeber zur Einhaltung von Verträgen leider vermissen lassen. Außerdem fehlt der Organisation der Unternehmer nach ihrer ganzen Beschaffenheit der Einfluß und die Macht, um die Anerkennung und Einhaltung eines solchen Vertrages in allen Orten durchzusetzen. Statt dessen empfiehlt der Verbandstag dem Vorstand die Förderung des Abschlusses von Tarifverträgen für die einzelne Stadt oder den einzelnen Bezirk nach den bisherigen Grundsätzen. Mit der seitherigen Tätigkeit des Vorstandes auf dem Gebiet der Tarifverhandlungen erklärt der Verbandstag sich einverstanden. Auch das von ihm mit dem Vorstand des Arbeitgeberschutzverbandes vereinbarte „Regulativ für paritätische Arbeitsnachweise“ sowie „Regeln hinsichtlich der Klasseneinteilung der Städte hinsichtlich der Arbeitszeit“ erkennt der Verbandstag an, lehnt jedoch entschieden jede Änderung des Arbeitsnachweisregulativs ab, die dahin ginge, daß das Obligatorium für die Benutzung des Arbeitsnachweises aufgehoben oder eingeschränkt werden soll. Ohne das Obligatorium verliert der paritätische Arbeitsnachweis jedes Interesse für die Verbandsmitglieder. In diesem Falle muß den Zahlstellen empfohlen werden, die eigenen Arbeitsnachweise des Verbandes zu pflegen und auszubauen. Den Mitglieden in allen Zahlstellen legt der Verbandstag die Verpflichtung auf, gerade in Rücksicht auf die Entwicklung der Tarifverträge mit allen Kräften für die Stärkung der Organisation tätig zu sein, damit der Verband jederzeit den kommenden Ereignissen gewappnet gegenübersteht.“ Der Referent Raitz-München übermittelt dem Vorstande den Wunsch der Kommission, vor allen wichtigen Entscheidungen in Tariffragen die Gauvorsteher und die Mitgliedschaften zu befragen. Darauf folgen die Vorstandswahlen. Zum 1. Vorsitzenden wird Th. Leipart gewählt, zum 2. Vorsitzenden Wilhelm Schneegaß, zu Sekretären Gustav Becker (für die Agitation und Streikleitung) und Hermann Poppe (neugewählt, bisher Gauleiter in Erfurt), zum Kassierer Fritz König. Die Wahlen erfolgen einstimmig durch Zuruf. Damit waren die Arbeiten des Verbandstages erledigt.

# General-Versammlung des Verbandes der Deutschen Buchdrucker in Köln.

Die Diskussion über die tarifliche Lage wurde am Freitag fortgesetzt. U. a. hob ein Delegirter aus Thüringen hervor, daß der Verband deshalb nicht die günstigen Resultate, wie sie in Österreich erzielt wurden, erringen konnte, weil bei uns die Disziplin fehlt, die in Österreich herrscht. Weiter weist er auf die Isolierung der Buchdrucker innerhalb der deutschen Arbeiterschaft hin. Einige unserer Aufgaben, z. B. in der Lehrlingsfrage, werden von der übrigen Arbeiterschaft nicht nur nicht unterstützt, sondern oft direkt bekämpft. In seinem Schlußwort geht Schliebs auf die Vorwürfe, die gegen die Tarifgemeinschaft in bezug auf das Überstundenwesen und die schlechte Einteilung der Arbeitszeit erhoben wurden, ein. Er stellt fest, daß die Funktionäre des Verbandes einige der einfachsten tariflichen Bestimmungen nicht zu kennen scheinen, sonst würden sie verschiedene Beschwerden nicht vorgebracht haben. Er lehnt ein Zusammenarbeiten mit den Zentralkommissionen der Maschinensetzer und der Maschinenmeister fernerhin ab, wenn diese die unberechtigten Vorwürfe gegen ihn nicht zurücknehmen. Dann beschäftigt er sich mit den Korrektoren und spricht die Ansicht aus, daß diese alle Ursache hätten, zufrieden zu sein. Mit dem Anschluß an den Verband hätten sie sehr viel erreicht. Schliebs klagt dann über die Uneinigkeit im Verbande und wie sehr dadurch die Fortschritte gehindert würden. Er wünscht dringend, daß die Mißhelligkeiten beseitigt würden, und daß alle als ehrliche Kameraden und Verbandskollegen weiter arbeiten möchten. Es sind zwei Resolutionen eingelaufen; die erste von Graßmann (Essen) lautet: „Nach eingehender Besprechung über den neugeschaffenen Tarif und die zeitige tarifliche Lage, sowie unter Berücksichtigung aller einschlägiger Verhältnisse und in Erwägung, daß die Erhaltung der Tarifgemeinschaft sowohl im allgemeinen Interesse des Gewerbes als auch in dem der beiden vertragschließenden Parteien, der Prinzipalität und der Gehilfenschaft, ist und beiden gleiche Rechte gewährleistet sind, spricht die sechste Generalversammlung des Verbandes der Deutschen Buchdrucker ihre Befriedigung über das Zustandekommen der neuen Vereinbarungen und deren friedliche Einführung aus, zugleich die Erwartung ausdrückend, daß Tarifgemeinschaft und Tarifamt nach Möglichkeit dazu beitragen werden, die im neuen Tarif hervorgetretenen Härten und Mängel zu mildern oder zu beseitigen. — Dem Geschäftsführer und den Gehilfenmitgliedern des Tarifamts spricht die Generalversammlung des Verbandes den Dank der Gehilfenschaft für ihr mühevolles Wirken und die Wahrnehmung ihrer Interessen aus mit dem Ersuchen, hierin nicht zu erlahmen, sondern auch fernerhin in ersprießlicher Weise ihres Amtes zu walten.“ Die Resolution wird gegen 21 Stimmen angenommen. — Die zweite Resolution, von Schleffler (Berlin), hat folgenden Wortlaut: „Die Generalversammlung erkennt an, daß der Zentralvorstand den Intentionen der Dresdener Generalversammlung entsprochen hat, erachtet aber eine Erweiterung des Mitbestimmungsrechts der Mitglieder bei Abschluß von Tarif- und sonstigen wichtigen Verträgen für notwendig. Die Mittel und Wege zu bestimmen, in welcher Weise das zu geschehen hat, wird der nächsten Generalversammlung überlassen, welche so zeitig einzuberufen ist, daß es möglich wird, in dieser Richtung bestimmende Beschlüsse zu fassen.“ Die Resolution wird gegen vier Stimmen angenommen.

# Aus dem Gerichtssaal.

**Es lebe die deutsche Kultur!** Vor dem Kriegsgericht der 3. Division in Stettin wurde gegen den Proviantamtsassistenten Kienow verhandelt, der beschuldigt war, verbotswidrig die Auspeitschung dreier Hottentottenweiber veranlaßt zu haben. Kienow war im Bezirk Lüderitzbucht Leiter einer kleinen Station. Auf dieser hatten sich eines Tages im September v. J. drei Hottentottenfrauen (wahrscheinlich mit deutschem Fusel) betrunken. Er ließ alle drei in ein Feld einsperren und als sie dort lärmten, einer jeden durch Magazinaufseher fünf Hiebe mit einer Nilpferdpeitsche verabfolgen. Kienow behauptete vor Gericht, von einem Verbot, schwarze Weiber mit Prügelstrafe zu belegen, sei ihm nichts bekannt; in seinen Dienstvorschriften habe jedenfalls davon nichts gestanden! Das Gericht glaubte dem prügelnden Kolonisator und sprach ihn frei!

# Klatsch.

Der Klatsch ist eine menschliche Eigenschaft. Keine der angenehmsten. Scheinbar harmlos kann die Klatschsucht schlimmeres anrichten als eine Mordwaffe. Das Klatschen kennt keine Klassenunterschiede. Man kann fast sagen, je höher die Kultur, je feiner die Zivilisation, desto raffinierter, boshafter und gefährlicher der Klatsch. In den mittleren und unteren Schichten hat er zwar derbere Formen, ist dafür aber harmloser. Ob zwei Mädchen am Brunnen an der Tugend ihrer gemeinsamen Freundin kein gutes Haar lassen, oder ob die Philister hinter dem Biertisch sich über die Gründe auseinandersetzen, weshalb der Kollege so und so Stadtrat geworden ist, oder ob ein Kollegium gelehrter Häupter die neuesten Ansichten eines jüngeren Professoren kritisieren, oder ob in einem ästhetischen Café eine Anzahl Literaten sich über ihre Verleger oder gar ihre Kritiker unterhalten, es ist alles — der gleiche Klatsch. Das Wesen des Klatsches besteht bei allen Völkern, allen Gesellschaftsschichten und allen Altersstufen in der Sucht, sich, ohne auch nur ein Wort vor sich selbst zu sagen, durch schlechte Beleumundung des Nächsten in ein gutes Licht zu setzen. Du sollst nicht falsch Zeugnis reden — ist gar kein israelitisches Gebot gegen den Meineid, wie oft geglaubt wird, sondern eine Warnung vor dem Klatsch. Weit umständlicher sagt ein chinesisches Sprichwort das gleiche:

„Sumsend setzen blaue Fliegen
Sich wohl auf den Zaun:
O du gnadenreicher Herrscher
Wolle nicht Verleumdern traun.“

Es ist eine der größten Klatschereien schwätzbedürftiger Männer, sich über die klatschenden Frauen aufzuregen. Denn alle Welt weiß, daß das sogenannte stärkere Geschlecht, besonders unter Mitwirkung von Bier, Zigarrenrauch oder anderen Stimulantien je nach Land und Sitte, der verführerischen Lust mehr oder weniger bösartigen Plauderns sehr gerne frönt. Zugestanden mag sein, daß Männerklatsch im allgemeinen stofflich etwas höher steht, aber Klatsch ist es deshalb doch. Das Kannegießern der Bierphilister, bei dem die Großmannssucht den Hauptton angibt, ist der beste Beweis dafür. Vom Klatsch als welthistorischer Erscheinung wissen wir, daß er sich schon bei den alten Ägyptern fand. Das sogenannte Totengericht, das über die Könige abgehalten wurde und angeblich ein Beweis für die hohe sittliche Stufe der alten Ägypter sein soll, war nichts als umgekehrter Klatsch. Anstatt böses zu sagen — wie man es bei Niederstehenden tut, wenn man in die Höhe kommen will — schwätzte man sich dort durch scheinbare Anklagen, die aber in rühmenden Lobreden ausklangen, das rote Röcklein zusammen. Das soll auch heute noch, sogar außerhalb Ägyptens, beim Tod von Fürsten vorkommen.

Den athenischen Politikern und Bürgern — um das klassische Altertum nicht zu überspringen — bot die Agora, der Markt oder auch die Turnhalle, das Gymnasium Gelegenheit zum Kannegießern und zum Erzählen von allerhand Geschichtchen über die biederen Nachbarn und Freunde. Die aristophanischen Lustspiele zeigen, bis zu welcher Blüte im hochgebildeten Athen der Klatsch gediehen war.

Die alten Römer pflegten den Schwatz auf dem Forum und in den öffentlichen Bädern, die bei ihren großartigen und bequemen Einrichtungen beliebte Stelldichein für Bekannte waren. Kriegsnachrichten, bekannte Details aus dem Familienleben der großen Männer Roms und der adeligen Familien, literarische Neuigkeiten, kurz alles, was römische Waschweiber beiderlei Geschlechts interessieren konnte, war in den Bädern zuerst zu erfahren.

Im Mittelalter, als durch den Einfluß eines heuchlerischen Pfaffentums das Baden als unsittlich galt, kamen die Barbier- und Friseurläden gewissermaßen als Ersatz für die Badeanstalten auf. Die italienischen Barbiere des Mittelalters haben eine nicht unbedeutende Rolle für die gesamte Kulturentwicklung ihres Landes gespielt. Ihr Verkehr mit aller Welt machte sie oft zu sehr gebildeten Plauderern, davon waren mehrere gefürchtete satirische Schriftsteller. Im 14. Jahrhundert war es Mode, daß die Barbiere durch humoristische Improvisationen ihre Kunden belustigten. Sie beeinflußten in nicht geringem Grade die Entwicklung der italienischen Komödie und der Volksdichtung. Natürlich waren der Stoff für die Improvisationen fast ausschließlich das Neueste aus dem politischen und Familienklatsch. Das Florenz der Medicäer besaß in seiner Blütezeit einige Dutzend dichtender Barbiere.

Im modernen Italien hat die Barbierstube als Klatschlokal zwar an Bedeutung verloren, und zwar durch die vielen kleinen Restaurants, aber auch jetzt noch kann man ganz ergötzliche Genrebilder erleben und einen Barbier, den Seifenpinsel in der Hand, mit funkelnden Augen und leidenschaftlichen Bewegungen eine Rede vor den in der Stube herumsitzenden Kunden halten sehen. Es handelt sich fast ausschließlich um Politik, wenn nicht um das private Leben

irgend einer hochgestellten Persönlichkeit. In Spanien gibt es kaum besondere Orte, wo man der Klatschsucht obliegt. Es wird jeder Ort für geeignet gehalten, sich sehen zu lassen und sich auszusprechen. In Madrid wird auf der öffentlichen Promenade der Alameda von zahlreichen Gruppen so lebhaft gestikuliert und geschrien, daß man meint, es handle sich um eine aufrührerische Kundgebung gegen die Regierung. Das Gespräch dreht sich aber höchstens um die Zahl der Blumenkörbe, Briefe und Geschenke, die der Toreador nach dem letzten Stiergefecht von den vornehmen Damen Madrids geschenkt bekommen hat. In Portugal ist das Klatschlokal par excellence die Apotheke. Nicht etwa, weil der Gesundheitszustand dort ein besonders schlechter ist, sondern weil man in den kühlen Apotheken gern sitzt, Zigaretten raucht, die der Apotheker verkauft, und dazu schwatzt.

In Frankreich hat der Klatsch wohl die geistvollste Form erreicht. Sein Reich ist das Boulevardcafé, wo durch Zigaretten, Absinth und Kognak das orientalische Getränk in seiner Wirkung noch erhöht wird.

In England, dem Lande der größten sittlichen Heuchelei, dem in letzter Zeit nur noch Amerika diesen Ruhm streitig machen will, ist der scherzend plaudernde oder der hämisch bösartige Klatsch streng verpönt. In der Öffentlichkeit! Aber die Klubs sind dafür die Stätten, wo die Klatschsucht um so üppiger in die Blüte schießt, und was dort bei Malagasekt und Porter besprochen wird, läßt an Kleinlichkeit und Niedrigkeit nichts zu wünschen übrig. In Deutschland ist der Klatsch, besonders derjenige, der mit dem Anspruch auftritt, ernst genommen zu werden, fast Nationaleigenschaft. Auf alle Fälle ist das Vielreden echt deutsch. Vom Vielreden bis zum Klatschen ist ein sehr kleiner Schritt. Trotz der großen Verdienste, die die Presse um die Volksbildung hat, bleibt ihr auch die Verantwortung für die Förderung des Klatsches durch Papier und Druckerschwärze.

Die öffentliche „Brunnenvergiftung", die durch mit den Schwächen des Publikums vertraute Verleger und Redakteure in dieser Hinsicht betrieben wurde, hat unberechenbaren Schaden angestiftet. Besonders die bürgerliche Presse ist eine Brutstätte des Klatsches schlimmster Art.

Auch der Gerichtssaal hat sich schon oft zum indirekten Förderer des Klatsches erniedrigt. Was in dieser Hinsicht in einem der neuesten Skandalprozesse aus der höchsten Gesellschaft geleistet wurde, das ist bis jetzt noch gar nicht alles zutage gekommen.

Es ist von modern empfindenden und zartnervigen Leuten jüngst eine Liga gegen den Lärm gegründet worden. Eine gegen den Klatsch wäre viel wichtiger!

## Aus Nah und Fern.

**Zum Fall Eulenburg** schreibt der Herausgeber des „Türmers", J. E. Freiherr v. Grotthuß, in seinem Tagebuch: „Fürst Eulenburg mag sich bei seiner Presse oder — deren Einbläser bedanken, wenn so scharfe Worte gegen ihn fallen. Sie hätten bei dem, was ihn nun doch getroffen hat, vermieden werden können, wären auch vermieden worden, wenn nicht ein Teil der Presse bei seiner Reinigungswäsche alle ethischen Begriffe in so dreist herausfordernder Weise auf den Kopf stellte, daß Schweigen geradezu Beihilfeleisten zu einer solchen Korruption der sittlichen Empfindungen unseres nur allzu suggestibeln Volkes hieße. Interessant ist die Beobachtung, wie auch hier wieder der angestammte Lakaiensinn sich zugunsten des Hochgefürsteten im Unterbewußtsein vieler zu regen beginnt. Können wir nicht fast täglich viel tragischere Fälle erleben? Aber wir achten kaum auf sie. Sind doch nur ganz gewöhnliche Bürger, oft „nur" Arbeiter, die — nicht einmal immer schuldigen Opfer. Wenn Männer wegen irgendwelcher politischen „Verbrechen" durch Schrift oder Wort — subjektiv also doch nur ihrer ehrlichen Überzeugung wegen — auf Monate und Jahre ins Gefängnis oder gar ins Zuchthaus müssen und die darbende Familie, die hungernden Kinder ohne Ernährer zurücklassen; wenn Töchter armer und wie oft auch „guter" Familien, nach langem, nutzlosem, zermürbendem Kampfe um das tägliche Brot sich der Schande in die Arme werfen, an Körper und Seele prostituieren müssen, wo doch ihr ganzes Innere in einem einzigen Aufschrei dagegen revoltiert hat, bis die Gewohnheit den Gottesfunken in der Gosse erlöschen ließ! — wo, frage ich, ist da das herzzerreißende „Mitleid", wann hat da jemals spaltenlanges Gewimmer die Zeitungen gefüllt? Mit eisiger, oft Entsetzen erregender Kälte werden solche Fälle in zwei Zeilen gebucht. Mitleid allen Leidenden, allen Opfern persönlicher und sozialer Notstände, menschlicher Fehlbarkeit, rätselhafter Gesetze, die sich nach Jahrtausenden oft über dem einzelnen und den Völkern in furchtbarer Katastrophe zermalmend entladen. Mitleid mit jedem tiefen Fall, Mitleid auch dem Fürsten Eulenburg. Aber kein falsches Mitleid; kein Mitleid, das an unsere Herzen nur rühren zu können glaubt, wenn es, um den einzelnen gesund zu bitten, das sittliche Lebensblut der Gesamtheit vergiftet. Die das wahre Mitleid im Herzen tragen, das große Leid aller Kreatur mitleiden, die brauchen auch für den Fürsten Eulenburg nicht erst um Mitleid angegangen zu werden. Und tritt das Anliegen gar mit der frechen Forderung an sie heran, ihre Begriffe von Gut und Böse, Recht und Unrecht für den einzelnen Fall über Bord zu werfen, so weisen sie solchen falschen Aposteln energisch die Türe. Was steht denn heute zur Anklage? Die sexuellen Verfehlungen des Fürsten? Die stehen auf einem anderen Blatt. Hier wird die Anklage erhoben, daß Eulenburg zu seinem Nutzen, ohne Rücksicht auf Freiheit und Gesundheit, physische und moralische Existenz anderer Menschen, Eide geschworen hat, von denen er wußte, daß sie den Ruin eben dieser Menschen, wenn nicht allein verschulden, so doch mit herbeiführen mußten. Und — von denen er gleichzeitig wußte, daß sie Unwahres bekräftigten. Wer die auf der Tagesordnung stehende Schuldfrage anders stellt, der fälscht sie eben um, und zwar zu keinem anderen Zweck, als durch den Appell an die menschlichen, allzu menschlichen Instinkte Stimmung für seinen Klienten zu machen . . . . Ruhig die Majestät des Rechtes walten lassen: das war hier wie immer und überall das einzig Wohltätige und Heilsame. Und das wenigst Schmerzhafte. Hätten die Behörden von Anfang an mehr Respekt vor dieser Majestät, weniger Respekt vor gewissen Durchlauchten und Hoheiten gehabt — es wäre uns alles erspart geblieben."

**Zum Polizeidienst wie geschaffen.** In Neustadt bei Koburg ist die Stelle eines Polizisten zu besetzen. Unter den Bewerbungsschreiben, die einliefen, befand sich auch folgendes, das zur weiteren Begründung eines am 6. April abgesandten Gesuchs dem Magistrat übergeben wurde: „Laut mein Beberbungsschreiben vom 11. J. M. um die freigewordene Polizeisergeantenstelle erlaubt sich der gehorsamst Unterzeichnete einen hochwohlgeborenen Herrn Magistrat wie ich schon in erwähnung gebracht habe die Dienste die man hier einen Polizeisergeanten zu stellen pflegt in vollster Zufriedenheit meiner Herren Vorgesetzten Gewissenhaft Treue und Pflichtgemäß zur Ausführung zu bringen und verpflichte mich dieselben mit einem Jährlichen Gehalt von 950 Mk. zu versehen. (Das sind 200 Mk. weniger als jetzt gezahlt wird.) Außerdem will ich nicht unbemerkt lassen, das hier in unseren Städtchen welches mit Sozialdemokraten und schlechten Gesindel beinahe überhäuft ist schon eine geeignete Kraft die auch etwas freiwilliges für ihren Herrn Cheff übrich hat und nicht nur den Literkrug und Mädchen hinten nach laufen wie es vorgekommen ist sondern bei Pattrolliengängen richtig laufen und springen können, daß derartiges was vorgekommen ist wie ich gehört habe und solche raffinirten Kerlen bald einhalt getan wird. Damit unser Städtisches Herr Oberhaupt und Bürger auch nachts nach getaner Arbeit ungestört ruhen können. Und dieses kann nur von einer umsichtigen Gefürchtete energisch auftretenten Polizei verlangt werden. Mit größter Hochachtung Ernst Gustav Bauer." — Leider ist bisher nicht bekannt geworden, ob der Magistrat von Neustadt sich diese schätzenswerte Ordnungsstütze gesichert hat.

**Auf dem Züricher See** kippte Sonntag nachmittag ein Segelboot mit vier Insassen um. Zwei derselben, Boldt-Hamburg und Boebecker-Bremen ertranken. Die beiden anderen, ebenfalls Deutsche, wurden im letzten Augenblicke gerettet.

**Ertrunken.** Donnerstag nachmittag überrannte der Revierdampfer „Ziegenort" bei Grabow an der Oder ein Boot mit sieben Insassen, das seinen Kurs kreuzte. Zwei Männer, eine Frau und ein Kind ertranken.

**Eine Diebsfalle.** Es ist oft schwer, Hausdieben auf die Spur zu kommen, und die Gefahr liegt nahe, einen Unschuldigen zu verdächtigen, was für ein einigermaßen feinfühlendes Gemüt peinlicher ist als der materielle Verlust. In einem Londoner Hospital hat nun kürzlich eine ebenso einfache wie zuverlässige Diebsfalle zur Entdeckung geführt. Verschiedentlich waren den Angestellten Gegenstände abhanden gekommen; als Köder für den Dieb legte man in einem verschlossenen Wandschrank ein Portemonnaie, das mit einer dünnen, für das bloße Auge kaum sichtbaren Schicht von Anilinpulver bestreut war. Dieses Pulver, das auch zu Tinten benutzt wird, erzeugt auf jedem feuchten Gegenstande, z. B. der Hand, blaue Flecken. Nachdem das Portemonnaie verschwunden war, fand man in dem Handtuche, dem Taschentuche und an Handschuhen einer Wärterin die verräterischen blauen Flecken; noch einigem Leugnen gestand die Diebin ihre Schuld ein.

**O welche Lust, Soldat zu sein!** Aus Thorn meldet ein bürgerliches Korrespondenzbureau. Auf dem Marsche von Königsberg nach dem hiesigen Übungsplatze wurden gegen 20 Mann vom ersten ostpreußischen Fußartillerieregiment von Linger in der Gegend von Dirschau vom Hitzschlage betroffen, davon 7 so schwer, daß sie ins Krankenhaus gebracht werden mußten. Von den letzteren starben nach wenigen Stunden der Obergefreite Bergmann von der dritten und der Kanonier Berechter von der vierten Kompagnie. Auch vom hiesigen 61. Infanterieregiment erkrankte der Sergeant Albert Ziehe am Hitzschlag und starb nach kurzer Zeit. — Das wären also, wenn sich die Mitteilung bewahrheiten sollte, drei Tote, fünf schwer und zwölf leichter Erkrankte! Ein teuer erkaufter Übungsmarsch! Hoffentlich stellt eine schleunige und genaue Untersuchung näheres über dieses neueste dem Militarismus gebrachte Blutopfer fest.

**Erdbeben in Ungarn.** In Kecskement wurden Donnerstag vormittag 9 Uhr 33 Min. abermals drei außerordentlich starke Erdstöße wahrgenommen. Unter der Bevölkerung herrscht eine unbeschreibliche Panik. Die Einwohner flüchteten auf die Straßen und kehrten nicht mehr in ihre Häuser zurück. Auch Freitag früh 2½ Uhr wurde ein Erdbeben verspürt. Auf ein schwaches Beben folgte 15 Minuten später ein stärkeres, das von unterirdischem Getöse begleitet war.

## Hungerstreik.

Von E. Marton.

Seit drei Tagen wollen die politischen Gefangenen im ganzen Gefängnis keinen Bissen zu sich nehmen. Die Wächter bringen und tragen die vollen Schüsseln unberührt wieder fort und erstatten den Vorgesetzten den unabänderlichen Bericht:

„Nichts angerührt."

„Was sagen sie?"

„Immer dasselbe. Man möge Zoryan freilassen."

Zoryan ist ein fünfzehnjähriger, schwindsüchtiger Gymnasiast; als sie ihn verhafteten, haben sie ihn mit den „nagajkas" halb tot geschlagen — jetzt liegt er zwischen Leben und Tod. Seine vom Fieber weit geöffneten Augen sind auf das Fenster gerichtet. Durch das eiserne Gitter und die hölzernen Vorhänge sieht man dort manchmal einen schmalen Himmelsstreifen. Zur Mutter! . . . Zur Mutter! . . . Unermeßliche, grenzenlose, von Fieberphantasien genährte Sehnsucht zaubert ihm Traumgesichte vor . . . Veilchen duften. Er ist zu Hause . . . von Verwandten umgeben. Die Mutter legt ihre weichen, weißen Hände auf seine Stirn . . . Er erwacht . . . wieder im Gefängnis, in der harten, kleinen Zelle . . .

Die Genossen fühlten durch die dicken Mauern diese übermenschliche Sehnsucht. Vom Morgen bis zum Abend erdröhnt in allen Zellen der eine verzweifelte Schrei:

„Zoryan freilassen!"

Der Abend bricht an. Die erschöpften Leiber sinken auf die Pritschen. Seit drei Tagen nahmen sie keinen Bissen Brot, keinen Tropfen Wasser in den Mund. In ihren Augen glüht ein düsterer Glanz, die trockenen Kehlen schlucken mit Mühe den Speichel. Auch der Speichel ist bald zu Ende. Das Blut steigt zu Kopfe mit wilden, stürmischen Gedanken.

Regungslos sitzt dort einer, an die Wand gelehnt, das Gesicht in den Händen verborgen. Ein anderer geht unruhig hin und her, von einem nervösen Lachkrampf geschüttelt. Ein dritter schluchzt verzweifelt. Wieder ein anderer hat sich unter dem Fenster auf die Spitzen gestellt, um einen Hauch des Abendwindes aufzufangen, der seine glühende Stirn kühlen soll.

Langsam schieben die Wächter die Riegel zurück und bringen das Abendgericht herein.

„Nimm das fort! Fort damit! Fort!" läßt es sich plötzlich mit lautem Geschrei aus allen Zellen vernehmen. Sie halten sich die Augen und die Nase zu, um ihre Sinne mit dieser verbotenen Frucht nicht zu reizen.

„Aber meine Herren . . ."

„Fort damit! Fort damit!" brüllt mit Wut das ganze Gefängnis. Jemand hat den Wächter am Kragen gepackt — mit drohend erhobenen Fäusten springt ein anderer auf ihn zu . . .

Die erschreckten Wächter ziehen sich schleunigst zurück. Ihnen folgt der zitternde, hartnäckige, wohlbekannte, in diesen Mauern verwachsene, in das Echo eingedrungene Ruf:

„Zoryan freilassen!"

Nacht . . . Stille düstere Gefängnisnacht.

Manche schlafen . . . andere sind nur in einen schweren, oft unterbrochenen Halbschlummer versunken . . .

Ein Seufzer, ein verhaltenes Stöhnen ringt sich in der Finsternis los . . .

Der Morgen bringt ein wenig Erfrischung. Alle sind erregt, sprechen, schreien, verständigen sich mittels des verabredeten Gefängnisalphabets, das an die Wände geklopft wird. In der Mittagsstunde jedoch, wenn die Hitze zunimmt, sinken sie erschöpft auf den Pritschen nieder. Kraftlos, schwer atmend liegen sie da.

Ein Abend voller Visionen . . . Eine Nacht . . ., in der geräuschlose Flügel dunkler Gespenster rauschen.

Kalte, klebrige Hände, wie die Berührung von Gewürm . . . Häutige Finger, wie Fledermausflügel . . . brennende Trockenheit im ganzen Organismus. Hungerqualen voll Wut und Schmerz . . .

Der fünfte Tag.

Gelbe, vertrocknete, menschliche Knochengerippe mit glühenden Augen. Die Nerven sind wie Saiten gespannt. Sie vertragen nicht das leiseste Geräusch. Das Summen einer Fliege macht die Leute rasend . . . Gedankenlos gehen sie im Kreise herum und stoßen mit den Köpfen gegen die Mauern. Manche schluchzen laut.

Da tritt der Direktor ein . . . der Gebieter, der über Leben und Tod der Gefangenen befiehlt . . .

„Meine Herren . . . Vernunft . . . Man kann doch nicht ohne Gericht . . .".

Ein langgedehntes, nicht mehr menschliches, tierisches, aus hundert Kehlen dringendes Gebrüll begrüßt ihn:

„Zoryan freilassen!"

Er erschrickt vor diesen glühenden Augen, vor diesen Wut und Haß atmenden Gesichtern, vor den zur Raserei getriebenen Menschenleibern.

Eilig zieht er sich zurück.

Der sechste Tag.

Wie ein Klotz liegen sie da. Sie sind nicht imstande, einen Finger zu bewegen. Ihre Blicke sind automatenhaft auf die Decke gerichtet. Die ungewöhnliche Stille ängstigt die Wächter: sollten sie etwa gestorben sein? Vorsichtig blicken sie hinein, wobei sie zur Sicherheit die Riegel festhalten.

„Meine Herren . . ."

„Zoryan freilassen! . . ." ertönt ein gedämpfter, schluchzender, einstimmiger, heiserer Schrei als Antwort.

„Der Herr Direktor versichert auf Ehrenwort, daß man Zoryan freilassen werde . . ."

„Mag er ihn uns zeigen . . . Wir wollen ihn auf dem Hofe sehen . . . wie er befreit hinausgeht . . ."

Die Wächter verschwinden.

Gegen Abend erscheinen sie wieder . . . Da strömt aus der gequälten, eingefallenen Brust ein langgedehntes Stöhnen, die letzte Klage der sterbenden Märtyrer.

„Warum quält Ihr uns? Warum weidet Ihr Euch an unserem Schmerz? Reißtet die Mauern nieder, denn wir ersticken! Wie ein Stein liegt es auf unserer Brust! Luft! . . Wir werden wahnsinnig! Rettung! . . . Wir verlieren den Verstand."

Einer der Wächter beugt sich vorsichtig und flüstert geheimnisvoll:

„Bei Gott, sie können Euch Zoryan nicht zeigen, meine Herren, denn Zoryan — ist gestern gestorben . . ."

## Allerlei Wissenswertes.

**Wachstum und Lebensdauer.**

klg. Bekanntlich ist es noch nicht gelungen, künstlich einen Vorgang zu schaffen, der dem Wachstum des menschlichen Körpers entspricht, und auch die Probleme des Lebens überhaupt, namentlich der Lebensdauer sind noch nicht genügend erklärt. In der Hauptsache handelt es sich um den Verbrauch der Lebenssubstanz überhaupt, und da spielen die drei Hauptgruppen organischer Nahrungsstoffe, die in Kraft umgesetzt werden, eine große Rolle. In der „Wiener Medizin. Wochenschr." tritt Geh.-Rat Prof. Dr. v. Leyden dafür ein, daß wir es in der Hauptsache allem Anscheine nach nur mit zwei Verwandtschaftsverhältnissen bei unserer Nahrung zu tun haben. Das Eiweiß tritt nur für das Wachstum und den Wiederersatz von verbrauchten Substanzen mit der lebenden Substanz in Verbindung. Sobald es sich aber um den Kraftwechsel handelt, wird es vorher in einen stickstofffreien und stickstoffhaltigen Teil gespalten, und der letztere ist wahrscheinlich ein Kohlehydrat. Die inneren Verschiebungen der lebenden Substanz vergleicht v. Leyden mit dem Aufziehen einer Feder, und zwar mittelst zweier verschieden geformter Schlüssel, Kohlehydratsubstanzen (K.) und Fette (F.). Unter Affinität, d. h. Verwandtschaftsverhältnis, versteht er die Stellen des Angriffes dieser Schlüssel. Wenn wir mit K. die Feder aufgezogen haben, so kann man sie mit F. nicht weiter spannen und umgekehrt. Das bezeichnet man mit dem Ausdruck „isodyname Vertretung". Daher kommt es dann, daß, wenn die Zerstörung dem Zucker genügend Kraft für die lebende Substanz liefert, sie die isodyname Menge von Fett unverbraucht läßt. Ebenso bleiben, wenn wir viel Eiweiß geben, andere Stoffe unbenützt und können zum Ansatz gelangen oder überhaupt in der Ernährung übergangen werden. Den Tod erklärt sich von Leyden so, daß die Feder, die wir sehr oft gespannt haben, schließlich bricht. Aber auch die Stellen, wo die Schlüssel eingeführt werden, können sich verändern und abnützen. Ist der Angriffspunkt an dem Schlüssel K. schlecht geworden, so wird kein Zucker mehr zerlegt, und wir haben die Zuckerkrankheit. Solange dann F. allein gut funktioniert, bleibt das Leben erhalten, geschieht das aber nicht, so tritt bei Nahrungsmangel eine Erhöhung des Eiweißverbrauches ein, bei Nahrungszufuhr aber würde, je nach dem Umfange, in dem das Verwandtschaftsverhältnis F. gestört ist, bei größerem oder bei geringem Fettgehalt der Kost Fett abgelagert oder aber unvollkommene Ausscheidungen des Fettes vollzogen werden.

## Humoristisches.

**Das Rätsel.** A.: „Was ist das? Das Erste ist ein Naturforscher, das Zweite ist ein Kartenspiel, das Ganze ist ein Winterrock." — B.: „Na?" — A.: „Darwin — Tarock — Dar Wintarock." — B.: „Reden Sie nicht so'n Unsinn; es heißt doch: der Winterrock." — A.: „Na, wenn's so leicht wär, wär's doch kein Rätsel!"

**Gut einstudiert.** Vater: Was wünschest du dir denn zu deinem Geburtstag, Elschen?" — Elschen: „Ich möchte mit Mama in den Zirkus gehen, Papa!" — Vater: „Das sei dir gewährt!" — Elschen (zögernd): „Ja, aber Mama sagt, dazu braucht sie ein neues Kleid und einen neuen Hut!"

Aus den „Lustigen Blättern".

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co
Sämtlich in Lübeck.

**Drucksachen** jeder Art für **Vereine, Handwerker und Gewerbetreibende** werden sauber und pünktlich ausgeführt in der **Buchdruckerei des „Lübecker Volksbote"**